Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Einhundertunddreizehntes Bändchen.

Geist aus Franz Horn's Werken.

Zweiter Theil.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!“)

Einhundertunddreizehntes Bändchen.

Geist aus Franz Horn's Werken.

Zweiter Theil.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New York: Herrmann J. Meyer.

Aus dem Roman: Liebe und Ehe.

— — — — — — — — — — — —

Theodor (der Bräutigam) that die matte Frage: (dem nach mehrjähriger Abwesenheit unvermuthet an seinem Hochzeitstage zurückgekehrten Freunde) „Was hast Du denn gegen die Ehe?“ Zu viel, um vor Abend fertig zu werden, wollte ich auch nur die Hälfte davon sagen, zu viel, um auch nur zu winen, wo anzufangen. Du wirst mich nicht so grenzenlos mißverstehen, fuhr Eugen fort, um zu meinen, ich hätte etwas gegen das weibliche Geschlecht. Ach nein, ich bin jeden Augenblick bereit, drucken zu lassen, daß es besser ist, als das unsrige, und daß wir nichts Besseres thun können, als die Frauen zn leben. Dabei aber habe es sein Bewenden, und das Heirathen bleibe ferne wenigstens von uns. Die Liebe verliert dabei ihre Heiligkeit und Scheu, und aus dem heitern Tempel wird ein dumpfer Beichtstuhl, oder ein frech lustiger Tanzsaal, oder eine ordinäre Wirthsstube. Der zarte Blüthenstaub fällt von dem Leben ab

und es zeigt dann entweder bald kalte, blasse Wangen, oder roh-rothe, aufgeschwemmte, uninteressante. Der Mann läßt sich gehen in Bequemlichkeit und Ungenirtheit und hebt Witz, Geist und Empfindung nur für die ästhetischen Thees auf. Die Frau weint anfangs, spricht blumig von den Maiblumen des Lebens, die man doch nicht so schnell soll welken lassen, macht aber nicht mehr vielen Eindruck, und da sie das endlich selbst merkt, so spricht sie zu sich selbst: „Es ist nun einmal so, und die Männer sind nun einmal so. Poetische Bücher können sie verfertigen, aber ein poetisches Leben durchführen, nicht". Dann gibt auch sie es auf, und legt sich dagegen mit Glück auf naive List und auf neue Formschneiderei des weltberühmten, fast zur Allegorie gewordenen Pantoffels. — — — — — — — — — — — — — — —

Theodor fühlte sich in der seltsamen Stimmung, wo man nicht recht weiß, ob man weinen oder lachen, ernsthaft strafen, oder nur leicht abwehren soll; aber er wählte das letzte und sagte trocken: Es sey nun genug, denn es trifft sich ganz eigen und seltsam, daß ich gerade heute Nachmittag noch mich trauen lasse. — — — — — — — — — — — — —

Theodors Wunsch, einigen Widerstand zu finden, war nur zu sehr erreicht worden, seine heitere Stimmung hatte ein baldiges Ende genommen, und er sah mit unklaren Augen vor sich hin. Er

tadelte sich mit Recht, daß er nicht augenblicklich Eugens thörichte Rede unterbrochen, oder ganz unmöglich gemacht habe. Denn über das, was uns entschieden heilig ist, oder seyn muß, sollen wir entweder durchgreifend reden, oder schnell das Gespräch abwehren, sobald wir nicht die Gewißheit haben, daß auch auf der andern Seite jene Heiligkeit von dem Redner anerkannt werde. Wir werden sonst einem lang nachhallenden oder nachdröhnenden Mißgefühl nicht entgehen. Es half ihm nichts, daß er sich deutlich machte, wie so ganz und gar irrig und seicht und kaum halb witzig Eugens Rede gegen die Ehe gewesen sey; ja, es erhöhte nur seinen Unmuth, denn es war ja der Freund, der so thöricht gesprochen. — — — —

Fragmente aus Theodors (des Ehemanns) Tagebuche.

Warum ist es uns so verächtlich, wenn Jeman zittert im Unglück? Und warum fürchten wir, wenn er nicht fürchtet im Glücke? Wir fühlen Alle deutlich, daß das Glück hier unten nicht wohne und daß es seine Heimath nur jenseits hat, von wo

nur einzelne Strahlen auf uns arme Menschen herabfallen. Aber in diesen Strahlen geht uns auch der Inhalt des ganzen Lebens auf. — Ein jubelnder und jauchzender Glücklicher hat für mich etwas Entsetzliches; denn ich sehe dann ordentlich schon die finstern Erdgeister, die, durch jenes Jubeln geweckt, Erlaubniß bekommen, mit den rohen Fäusten nach ihm zu schlagen, oder ich höre schon den schrillenden Mißton, der gar bald seine überfeurige Lebensmelodie zerreißen wird. — Das Christenthum kennt nur ein Jauchzen, das, über des Erlösers Auferstehung und seinen Sieg über den Tod. Da allein finden wir Sicherheit. Alles andere Glück hat etwas Aengstigendes; ja, so lächerlich es klingt, so kann ich doch zuweilen selbst den mit Mäßigkeit des Glücks Genießenden bedauern, weil ihm doch der spornendste Reiz des Lebens, die Hoffnung, genommen worden ist. — Es gibt nur einen Zustand im Leben, dessen überreicher Farbenglanz uns all' dies Trübe verhüllt. Es ist die Liebe, die als reinste und höchste Leidenschaft auch das höchste Glück gewährt. Aber dieses Glück geht Hand in Hand mit dem Schmerz und wird durch ihn erst geläutert, erhöht und gemildert. Wer die Liebe nicht als Schmerz kennt, kennt sie gar nicht, und ich will es mir nur gestehen, daß ich Stunden habe, in denen es mir scheint, als kenne auch ich sie nicht. Ich bin wohl oft zu heiter und zu sehr befriedigt. — Und dennoch: Auch vor dem höchsten Glück der Liebe kann

ich mich ängstigen, und die Dichter alle haben zuweilen wohl Aehnliches gefühlt, da sie dieselbe stets als kämpfend und ringend darstellen und nur von der Wonne des Sehnens wie von etwas Entschiedenem reden, was doch dem oberflächlichen Blick nur als etwas Ungenügendes erscheinen muß, so glaube ich, sie darin besser zu verstehen. Und so gäbe es also gar kein Glück, das sich ruhig und rein genießen ließe? Wohl gibt es Eines; aber auch nur Eines: es ist das Glück der Ehe. In dieser Form tritt das Glück in den Stand der christlichen Demuth, und die Menschen und das Schicksal verzeihen es, wie man etwa die Freude verzeiht, wenn sie vom Kummer die Zinsen borgt und in Thränen sich äußert. Verzeihen? Das Wort klingt so bitter, und soll es doch nicht, ich meine ja nur, daß die edelste Form der Freude Freudenthränen sind, und die edelste Form des Glückes: die Ehe. — Es ist dem Manne nicht bloß verstattet, sondern es ist seine heilige Pflicht, mit seiner Frau Eins zu seyn, und schon durch dieses Einsseyn hat er die Vollständigkeit seines Lebens gewonnen, und steht jetzt mit verdoppelter und ganzer Kraft da. —

— Ist doch die Freude wie ein neugebornes Kind, das man nur fürchtend-hoffend-leise der Mutter hinreichen darf, da ein Hauch es vernichten kann? Oder ist sie nicht selbst wie ein Hauch in ein zartes Rosenblatt gehüllt? — Klingt das weichlich? O ihr Starken und Ueberstarken! in

der zärtlichen Freundschaft seyd ihr es doch nicht mehr. Nicht davon ist die Rede, als würdet ihr oder ich jemals dem Freunde nachgeben, wenn er entschiedenes Unrecht hat; aber könnt ihr euch auch gebieten, nicht zu leiden, wenn euch sein Denken, Empfinden und Handeln verletzt. (Erinnerung an Eugens Aeußerungen über die Ehe u. s. w. an seinem Hochzeitmorgen.)

— Und Bertha? (seine Frau). So gar nichts von ihr in diesem Tagebuche. O, ich möchte ein Buch schreiben über die Vortrefflichkeit der Frauen und es ihr widmen, denn sie dürfte Alles lesen, ohne zu erröthen. Sie hat das Höchste erreicht, was eine Frau vermag und wodurch sie freilich auch allein zu einer wahrhaftigen Frau werden kann; sie hat sich ganz hingegeben, um sich wieder zu empfangen durch den Mann. Sie existirt nicht mehr als ein Einzelwesen, sondern sie lebt nur durch mich; ja, sie ist ich geworden. Was Liebe ist, weiß nur eine Frau, oder vielmehr, sie „weiß' es nicht, sondern sie „ist" die Liebe selbst. Wir Männer genießen meistens nur die Liebe. —

— — Je mehr aber Eugen den meisten Frauen gefiel, je mehr zürnte Theodor, daß er, wie es schien, sich niemals um Bertha's Gunst bemühte. Er behandelte sie mit großer Höflichkeit, sprach aber nur wenig und von gleichgültigen und

unbedeutenden Dingen mit ihr. Dann brach er schnell ab und wandte sich mit einer geistreichen oder witzigen Bemerkung fast auffallend an irgend eine andere Dame, gleichsam, als sey ein solcher Gedanke für Bertha nicht eingerichtet. Theodor, stets aufmerksam und nur zu sehr besorgt, fühlte sich nicht selten dadurch beleidiget, und eilig und ungeduldig, wie er war, wollte er nicht der Zeit und Bertha's Gemüthe die Schlichtung des Verhältnisses überlassen. So wandte er sich einst mit der thörichten Frage an Eugen: Nun, wie gefällt Dir meine Frau? Eugen schien die Frage ablehnen zu wollen, mußte jedoch endlich antworten, und sagte: Ohne Zweifel ein angenehmes Gesicht und ein gefühlvolles Herz. Das Wort „angenehm" war, seltsam genug, dem Fragenden von jeher zuwider gewesen, und er nannte es oftmals ein dünnes, farbloses Wort. Auch mit dem „gefühlvoll" konnte er sich nicht sonderlich vertragen, besonders wenn es, wie in Eugens Antwort, so einsam auftrat, ohne daß des Verstandes und der Phantasie dabei gedacht wurde. Es wäre nun wohl am besten gewesen, da einmal das unstatthafte Gespräch begonnen hatte, nun auch rein mit der Sprache herauszugehen und klar hinzustellen, was er auf dem Herzen hatte. So aber erwiederte er, ganz gegen sich arbeitend: „Angenehm?" ja wohl, und schön dazu. „Gefühlvoll?" freilich ist das das Beste bei den Frauen, ja, ich möchte selbst kein besseres Lob haben, als

daß ein gutes Gefühl in mir wohnt. Eugen schwieg. Und darum paßt auch Bertha so gut zu mir, fuhr Theodor noch mehr beleidigt durch das Schweigen fort, und darum ist sie der Engel meines Lebens. Eugen schwieg abermals. — Und darum darfst Du jetzt nicht schweigen, oder Du sprichst Dir und mir alles tiefe Gefühl ab. Du sollst reden. Von Dir, mein theurer Theodor, ertrag' ich selbst das „Sollen", und da ich reden muß, so sey es. „Gefühl!" „gutes Gefühl!" ein höheres Lob verlangst Du nicht für Dich? ich gebe Dir ein weit höheres. — Gefühl ist gleichsam die Amme des Menschen, und wir wissen recht gut, daß wir die Amme nicht entbehren können: und es ist billig, sie deshalb in einigen Ehren zu lassen. Auch Shakespeare gibt seiner Julie eine Amme bei, und die gute Person ist in dem herrlichen Stück durchaus nothwendig. Aber ich finde nicht, daß Julie sich ganz besonders dieser Amme rühmt. Laß mich Dir gestehen, daß ich neulich mit wahrem Schrecken Dein mir gebotenes Tagebuch gelesen, denn was enthält es? Exaltirte Gefühle, Ueberfrommheiten, Phantasien, Ahnungen, Kränklichkeiten, Träume von Träumen u. s. w. O bei Gott! unterbrach ihn Theodor heftig, was Du so hart bezeichnest, ist dennoch das Beste in mir. Gewiß nicht, ja, ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich selbst die Aechtheit dieser Träumereien Dir abstreite u. s. w. — — — — — —

— — — — — — — —

Es gibt für den guten Menschen wohl kaum eine schmerzlichere Empfindung, als wenn er das Geliebte angetastet sehen muß von Geliebten. Wie leicht wird es ihm dagegen, sich selbst, wenn auch unrechtmäßiger Weise, angetastet zu erblicken, sobald nur, wie sich immer von selbst versteht, die Ehre unverletzt und rein erhalten wird. Wenn aber jener gute Mensch zugleich auch eitel ist und schwach und herrschsüchtig, dann bleibt jenes schmerzliche Gefühl nicht rein, sondern wird bitter und gefährlich. Er zürnte mit dem Freunde, der ihm das elegische Empfinden, an dessen Süßigkeit er sich doch so gerne erfreute, beinahe als unwahr bezeichnete; aber er dachte doch auch mit Behaglichkeit daran, wie jener Freund (bei der Fortsetzung des Gesprächs), der fast keinen Menschen zu loben pflegte, seinen Verstand, seine Klarheit und Tiefe gerühmt hatte, und zwar bei Gelegenheit eines Streites, wo man sonst nicht leicht das Rühmliche zur Sprache bringt. Aber in Beziehung auf Bertha blieb der Stachel unlösbar zurück. Ueber sie hatte sich Eugen ja deutlich genug ausgesprochen, indem er, befragt, nichts weiter als lobenswürdig anerkannt hatte, als ein angenehmes Gesicht, wobei das Interessante völlig ausgelassen worden war, und ein gutes Gefühl, das der Freund nun einmal leider nicht sehr achtete. Theodor wußte freilich am besten, wie viel mehr an Bertha zu rühmen sey; aber er vermochte nicht irgend eine Tugend allein für sich selbst und im

Stillen zu genießen, sondern er fand leider erst dann den wahrhaften Genuß, wenn Andere ihn auf den Besitz aufmerksam machten, oder ihn wohl gar deshalb beneideten. Es hing daher sein Glück von der Meinung Anderer ab, und er fühlte sich unglücklich, wenn sie nicht die Gefälligkeit hatten, ihn für glücklich zu halten. So kam jetzt in seine Neigung für Bertha ein gewisses Mitleiden und eine Art von Wehmuth, die sich bei unsicheren Gemüthern nicht selten wie verhaltener oder ausbrechender Zorn, oder wohl gar verdrießlich und finster äußert.

Eines Morgens, als die Schwiegerältern bei Theodor speisten, lobte die gute Mutter ihre Tochter, wie zierlich und fein und umsichtig solide sie ihr ganzes neues Hauswesen eingerichtet habe. Und wie es denn wohl für eine gute Tochter sehr rührend seyn mag, wenn die verehrte Mutter ein so liebes Wort ausspricht, so wollen wir es gar wohl begreiflich finden, daß Bertha's Augen sich mit Thränen füllten. Zu anderer Zeit hätte Theodor diesem Auftritt nicht ohne Rührung, oder doch wenigstens mit ruhiger Theilnahme zugesehen. Jetzt aber dachte er an Eugen, wie der wohl dabei sich benehmen würde, und in dem Gedanken ward er verstimmt bis zur Unart. Ich liebe nicht, sagte er, Bertha so gelobt zu sehen, wie man wohl etwa eine gute Pächterin lobt; ja, ich wünsche, daß sie ihre Sorge für das Hauswesen ein wenig beschränke. Gewiß, liebe Bertha, fuhr er dann fort, da sie

ihn fragend ansah, Dein Eifer geht viel zu weit und raubt Dir die Muße für das Bessere und Schöne. Nimm Unterricht im Italienischen, bei Deinem recht „angenehmen" Singen stört doch zuweilen die ungenügende Aussprache; das Spanische fehlt Dir ganz, und das solltest Du doch wohl nachholen. Vor Allem aber bitte ich Dich, irgend eine der besseren Aesthetiken mit besonderem Fleiße durchzustudieren, denn es fehlt Dir zuweilen ganz am Ausdruck, um Deine Empfindung zu bezeichnen, die doch gewiß gut und „angenehm" sind. Du glaubst nicht, wie es mich jammern kann, wenn Du so dasitzest in Gesellschaften wie eine verhüllte Psyche, die die Flügel nicht recht bewegen kann, oder wie ein „angenehmes" Kind, das aber leider von zu engen Windeln eingeschnürt ist. Glaube nicht, als zürne ich deshalb; ach nein, ich finde es sehr begreiflich, denn wie ja auch das trefflichste Tanzgenie erst zu einem sogenannten Tanzmeister geschickt werden muß, ehe es ein Vestris zu werden hoffen darf, so muß man auch erst Redeübungen anstellen, ehe man gut reden kann. Reden! das ist es, was Dir fehlt, und Du kannst mich gewiß nicht mißverstehen, wenn ich wünsche, daß Du das lernest. Dein angenehmes Wesen wird sich dann ohne Zweifel zur Anmuth steigern. Haben sich die Männer nur erst einmal überwunden, eine Unart zu sagen, so bleibt es schwerlich bei Einer, sondern es wälzt sich dieselbe wie ein Schneeball fort, bis zuletzt

ein mäßiger Schneeberg vor ihnen steht, vor dem sie zuletzt wohl selbst ein wenig erschrecken. Selten aber werden sie gestehen, daß sie erschrecken, sondern gelassen thun, als sey das Alles eben recht und gehörig. Theodor hatte vollends noch seine Unart dadurch gesteigert, daß er das ihm so unangenehme Wort häufig wiederholt hatte, gleichsam, um sich recht wund zu ätzen. Als er nun geendet hatte, schwiegen Alle; doch nach einer Minute etwa hatte Bertha schon ihre Empfindlichkeit überwunden, und nur der reine Schmerz blieb. Zur Besiegung der nie ganz reinen Empfindlichkeiten bedarf eine gute Frau nur des Einen Gedankens: „Es ist ja dein geliebter Ehemann, der also redet, und wenn er dich auch verletzt, so darfst du doch niemals glauben, daß er dich hat verwunden wollen", und so antwortete sie jetzt sanft, doch mit ein wenig zitternder Stimme: Ich will gern alles Gute, was Du an mir vermissest, nachzuholen suchen. Und gewiß, es fehlt mir viel. Der Vater sah starr vor sich hin und spielte mit der Gabel. Der kräftige Mann hatte in diesem Augenblicke einen fast kränklichen Blick, denn gewohnt, Eitelkeit und Irrthum, wenn sie ihm begegneten, durch ruhigen Ernst oder Scherz schnell abzuwehren und zu beseitigen, fühlte er doch jetzt, daß er durch Reden verschlimmern könne, weil sich zu viel gegen Theodor sagen ließ. Er war in der Lage, zu sehr Recht zu haben, und dann, das wußte er, redet man gewöhnlich nicht gut, wenig-

stens nicht im ersten Augenblicke. Es war ein günstiger Zufall, daß er gerade jetzt durch einen Fremden, der ihn zu sprechen wünschte, abgerufen wurde, weshalb der unangenehme Auftritt für ihn ein Ende nahm. Aber die Mutter bedachte nicht, daß man, zu sehr Recht habend, wohl thue, für's Erste zu schweigen, sondern redete viel und leider auch wohl ein wenig breit, daß für die Bildung ihrer Tochter wahrhaftig nichts gespart worden sey, und daß ihr lieber Mann denn doch wohl Alles am besten verstehe, was zur Erziehung und zum Unterricht einer bürgerlichen Jungfrau gehöre. Was darüber, sey vom Uebel. An gelehrten Damen sey wenig Ersprießliches und „Angenehmes"; und sie würden doch auch zuweilen lächerlich, wenn sie nicht Roggen von Waizen und Aepfelblüthe von Kirschblüthe unterscheiden könnten. Klopstock und Gellert, Schiller und Göthe kenne Bertha recht gut und habe oft des Abends recht „angenehm" daraus vorgelesen: aber manche neumodigen Poeten seyen weder Fisch noch Fleisch, und es lohne gar nicht der Mühe, von dergleichen Volk viel zu sprechen. Bertha sey gut genug für diese Welt, ja auch wohl gar für eine bessere. Das mütterliche Herz, das Schmerzen dieser Art wohl noch nicht gefühlt, trieb jetzt heftige Thränen in ihre Augen und nachdem sie die Tochter lange umarmt hatte, folgte sie ihrem Manne, ohne dem Schwiegersohn Lebewohl zu sagen. Da die Männer bekanntlich

nicht leicht Unrecht haben wollen und in dieser Stimmung keiner Rührung fähig sind, so sagte Theodor jetzt fast kalt: Ob Du Deiner Mutter oder mir beistimmen willst, steht ganz bei Dir. Sonst aber würde ich Dir Leo als Lehrer in den Sprachen und in der Aesthetik vorschlagen; er war ja immer Dein Lehrer, und so bleibst Du in der Gewohnheit. Der ruhige Hochmuth, der aus diesen Worten sprach, mußte selbst Bertha befremden, denn unmöglich konnte ihm die Empfindung fremd geblieben seyn, welche der arme Leo für Bertha hegte. Daß ich ganz Dir folge, erwiederte sie nach einer Pause, versteht sich von selbst; nur Leo muß ich ablehnen, ganz entschieden ablehnen, und Du bist gewiß so gütig, nicht darauf zu bestehen. Gewiß nicht, sagte Theodor höflich, selbst die Frage, weshalb Du ihn ablehnst, will ich unterdrücken. Es trifft sich wohl, daß unter Fremden, Liebenden, Eheleuten Gespräche entstehen, bei denen ein so bedenklicher Unstern leuchtet, daß beim Scheine dieses Unsterns das ganze Leben eine andere trübschwankende Gestalt zu bekommen scheint. Es ist nicht unbedeutend, auf den Ursprung des ersten solcher Gespräche zurück zu sehen; und es läßt sich Trost schöpfen, wenn dasselbe durch irgend eine plötzlich auflodernde Heftigkeit entstanden ist, die sich in den meisten Fällen schnell bereuen und wieder gut machen läßt; aber bedenklich wird die Sache, wenn kühler Herrschgeist das Gespräch be-

gonnen und durchgeführt hat, wie es hier allerdings der Fall war. Bertha saß noch immer am Tisch mit der Miene einer freundlich Duldenden, die sich jedoch zuweilen leise fragte, ob denn auch wirklich wahr sey, was sie so eben erlebt zu haben glaube, und ihr liebes Gesicht war bei der ganzen Verhandlung ein wenig blaß geworden, und als sie jetzt aufstand, war das Zittern nicht zu verkennen. Der Anblick rührte Theodor'n, und indem er sie fast heftig an sein Herz drückte, sagte er: Ach, ich habe Dir ja nicht wehe thun wollen; und war etwas Schneidendes in meinen Worten, so bitte ich Dir das gerne ab. Eine Bitte um Verzeihung aus dem Munde eines geliebten Mannes hat für eine gute Frau etwas so Erhaben-Rührendes, daß sie wohl schwerlich jemals anstehen wird, die Bitte zu gewähren; ja, es kann ihr dabei in demüthiger Liebe wohl gar der irrige Gedanke kommen, als habe er gar nicht nöthig, so zu bitten, und es sey bloß Güte, daß er also handle. Bertha konnte jetzt leise weinen, und nach einer Minute war sie wieder heiter, wie immer, und meinte, es sey eigentlich gar nichts Besonderes vorgefallen und Alles gut. — — — — — — — —

(Im weiteren Verlauf des Romans wird Theodor in verworrener Leidenschaft für eine Fremde entzückt, um derentwillen er endlich die Gattin und sein kaum gebornes Kind verläßt; schnöde und kalt sagt sich diese später von ihm los, und entflieht mit Eugen. In wilder Verzweiflung und Reue

reibt sich Theodor auf, doch tritt ihm das Christenthum, das er bisher nur historisch gekannt, mit seinen Tröstungen und Verheißungen nahe, durch Anschauung eines still bürgerlichen, christlichen Haushalts, ganz besonders aber durch das Lesen der Bibel.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Oktober zu Ende ging, fühlte sich Theodor in jenem Zustande, den der Spätherbst wohl bei verschiedenen Kranken hervorzurufen pflegt. Es war ihm, als schwebe er leiser in warmer Luft, oder schwimme in halber Trunkenheit in einem ruhigen, widerstandlosen Wasser. Dazwischen aber tönten wieder noch leiser, aber um so tiefer anregende Abendglocken, und Theodor sagte zu sich selbst: Was sie tönen, heißt: „Zu Ende, zu Ende, und zu schönerem Anfang, Gott Lob". Eines Tages, als die Herbstsonne mit ganz besonderer Lieblichkeit leuchtete, fühlte sich Theodor noch früher als sonst angeregt, seinen Spaziergang anzutreten. Draußen schien ihm heute Alles mit neuen Reizen geschmückt, aber es waren nicht blendende Reize, sondern sehr sanfte, kindlich lächelnde, und wie ja wohl ein schönes Kind zu lächeln pflegt, wenn es sich zur Ruhe legen will, so jetzt die Natur, sich vorbereitend zum langen Winterschlummer. Theodor mußte heut' sehr langsam wandeln, denn er fühlte sich leiblich fast erschöpft, aber in-

nerlich sehr wohl, ja, man hätte ihn jetzt zum ersten Male heiter nennen können. — Dieses leise Wehen der Natur, sagte er zu sich selbst, rührt mich wohl beinah zu sehr. Ich könnte heute nicht einmal eine dieser letzten Blumen pflücken, mir würde es scheinen wie ein Raub. O, verstehe ich es recht, dieses leise Wehen? Und ist es nicht, als spräche es: „Schön ist das Leben, schöner noch der Tod!" — Ich mag dich wohl verstanden haben, du große Natur. Es geht rasch zu Ende, und so ist's gut, denn nichts ist trauriger, als wenn sich das Ende dehnt und zerrt. Er gelangte heute nur mit Mühe bis zu der Rasenbank und still vor sich hin schauend, sagte er: Ist doch das schöne spielende Kind dort fast wie ein Engel, der mich abrufen möchte. — Ach, warum steht es immer so fern? und warum hab' ich nicht den Muth, ihm näher zu treten? So träumend sanken die müden Augen, und als er nach einem halbstündigen, von seltsamen Phantasien durchflogenen Halbschlummer wieder erwachte, stand das Kind vor ihm, a[uf] dessen lieblichem Gesicht sich in diesem Augenb[lick] Lächeln und Thränen fast zu vereinigen schien[.] Es mochte etwa fünf Jahre alt seyn, hatte ab[er] um das Auge herum schon jenen leisen Zug d[er] Sinnigkeit, der solchen Kindern eigen zu seyn pfleg[t,] die viel mit liebenden Erwachsenen umgehen. Ich bin recht ängstlich gewesen über Dich, sagte das Kind, Du schliefst nicht ruhig, lächeltest aber doch zuweilen im Schlaf. — Und warum siehst Du denn

so blaß aus, Du guter Mann? Theodor sah das liebe Wesen lange verwundert und mit Freude an und sagte mit leiser Stimme: Ein guter Mann, das ist ein großes Wort. — Doch Du bist ein liebes Kind, daß Du an Fremden so viel Theil nimmst. Als aber das Kind den Kopf schüttelte, hätte er gern das Wort „fremd" zurück gehabt. und er sagte deshalb: Du hast Recht; für den ächten Menschen gibt es wohl eigentlich keinen fremden Menschen.

Ach, sagte das Kind, warum redest Du denn so leise? Du bist wohl krank? „Ich hoffe sehr bald zu genesen". — Nun, das ist schön, aber dann mußt Du Dich auch erquicken. Willst Du nicht mit in das Haus gehen? oder soll ich Dir etwas hieher bringen in die Sonne? sie scheint Dir wohl zu thun. — „Laß mich hier, hier ist es gut; und willst Du mich erquicken, so bringe mir ein Glas Wasser. Komme aber ja wieder, liebe Kleine, denn mir ist sehr wohl bei Dir". Ei, warum sollt' ich denn nicht wiederkommen? Du bist ja lieb und gut. — Damit sprang sie schnell hinweg und lief durch den Garten in das Haus hinein. So alt, sagte Theodor, ist jetzt wohl auch mein Kind; möchte es doch auch so gut seyn. Nach wenigen Minuten trat das Kind wieder aus der Hausthüre hervor. Ihm folgte eine Magd mit einem Teller, auf welchem zwei gefüllte Gläser standen. Als sie aber in den Garten gekommen waren, hieß die Kleine die Dienerin zurückgehen, versichernd, sie

werde sehr vorsichtig seyn und nichts fallen lassen. Sie hielt Wort, und den Teller mit beiden Händen fassend, ging sie mit lächelndem Gesicht, aber sehr langsam und bedächtig, zu Theodor zurück. Sieh' nur, hier bringe ich Dir ein Glas Wein und ein Glas Milch. Ja, wäre nur der Großvater und die Mutter zu Hause, dann wollt' ich Dir viel Schönes bringen; aber sie sind spazieren gegangen. — Da, lieber, guter Mann, nimm den Wein. Theodor nippte ein wenig, und freundlich dankend sagte er: Aber nun mußt Du auch ein wenig trinken, Du helles, sinniges Kind. Ja, von der Milch, erwiederte das kleine Mädchen, und nun will ich es machen, wie der Großvater, wenn er recht ernsthaft und doch vergnügt ist. Komm', laß uns anstoßen: „Daß Du recht bald gesund wirst". Theodor stieß wirklich an mit der Kleinen, trank das Glas, nicht ohne ein frommes, inniges Gefühl, aus, und indem seine Augen feucht wurden, konnte er sich nicht enthalten, das lächelnde Kind in seine Arme zu schließen. Er küßte die schöngespaltenen, frischen, rosigen Lippen und fragte dann: Wie heißt Du, liebes Kind? „O, ich habe einen sehr schönen Namen, ich heiße Theodora".

Theodor zitterte blaß zurück. Und Dein Vater?

„Ach, den hab' ich nie gesehen. Der ist weg von hier, schon lange weg, ich weiß nicht, wann er wieder kommt. Wenn Du ihn einmal siehst, so sage ihm doch, er möge wiederkommen. Ich wollte auch recht gut und artig seyn." — Und sein

Name? — — Da nannte das Kind Theodors Namen, und der arme Mensch, im tiefsten Innern getroffen, sank unwillkürlich auf die Kniee und rief: O Gott, Gott! Du wunderbarer gnädig-strafender Gott! — Mein Kind, mein einziges Kind! ich lasse Dich nun nicht wieder aus meinen Armen, ich bin Dein Vater! — O, ich habe schwer und tief und endlos gesündiget an Dir, denn ich konnte Dich verlassen; aber strafe mich nicht zu hart, daß Du mich nun auch verlässest. Nein, nein, das vermagst Du nicht, — siehe, Du hast mich eben noch so liebreich erquickt, und wolltest mich nun verschmachten lassen im ewigen heißen Herzensdurst? Ach, ich bin ein sehr armer, unglücklicher Mann, der Dich um Dein Mitleid anfleht; und lange werdet ihr mich auch nicht um euch dulden dürfen, denn mir sagt's mein Herz, das keine Freuden hier auf Erden mehr zu tragen weiß. O, mein Kind, mein süßes Kind, Du mußt nicht so sehr weinen. Nein, traurig darf ich Dich nicht machen, traurig nicht. Und ich bin ja so glücklich, nur zu glücklich, weil ich Dich fassen kann; wie der liebe Gott mir so überschwengliche Gnade gewähren mag, so muß ich wohl weinen. — O, wie lange hab' ich nicht weinen können! Als aber das liebe Kind nun zum ersten Mal, noch wie im Traum, und fast schüchtern leise, und doch mit so sprechenden Augen „Vater" sagte, „o Du lieber Vater!" da hatte der unendliche Schmerz und die unendliche Freude gar keine Worte mehr, sondern

nur Thränen, in denen das Herz selig trunken, wie vergehend, untersank. So war etwa eine Stunde vergangen, und als nun Theodor aufblickte, da sah er einen stattlichen, alten Mann, mit noch immer rüstiger, tugendhafter Kraft in dem Angesicht, und eine wohlbekannte, schöne und anmuthige, aber sehr blasse weibliche Gestalt, Beide in Trauerkleidung, vor sich. Und der Alte sagte ernst und freundlich: Sey getrost, Theodor! Aber die blasse schöne Frau sprach mit jener Liebe, die nur äußerlich zerrissen werden kann, während sie sich innerlich ewig fühlt: O sey getrost, Du lieber, armer Theodor, ich bin ja immer noch Deine treue Freundin, und nie komme Dein gutes Kind aus Deinen Armen. Doch Theodor, überwältigt von zu heißem Gefühl und von der Freude, die wie ein Flammenpfeil, sein längst erkranktes Herz zu mächtig berührte, sank jetzt vor der Geliebten nieder, und eine tiefe Ohnmacht umhüllte jedes Gefühl in ihm, wie mit gelinder Nacht. — — — — — — — — — —

Als Theodor erwachte, fand er sich auf einem Ruhebette in einem stillen Zimmer, das er nicht kannte. Es schien tiefe Nacht; im Hintergrunde brannte ein Nachtlicht, von einem grünen Lichtschirm halb verhüllt. Aber Theodor fühlte sich hier nicht fremd; denn ein süßer Traum, wie er wohl dem nahen Tode vorangehen mag, hatte, was er zuletzt erlebt, fortgesetzt und wie mit verklärendem Licht ausgestattet. An seinem Bette

saßen der Alte und Bertha, und Beide reichten ihm jetzt, da er die schweren Augenlider aufschlug, freundlich die Hand hin. Es waren stille, selige Minuten, in denen das Gemüth schon die Strahlen von Jenseits empfindet und in denen es, der höheren Heimath gewiß und in ihr lebend, den armen Erdenworten kaum sich mehr vertrauen mag. Ihr habt mir vergeben, sagte Theodor, ihr habt mich wieder unter euch aufgenommen, ihr Geliebten, und mein ganzes Herz sagt mir in seliger Ahnung, daß auch Gott den verlornen Sohn in gnadenreicher Liebe nicht ewig hat verloren gehen lassen wollen, sondern ihm vergeben hat die schwere ungeheure Schuld. — Deine Hand, geliebte Bertha, die ich jetzt wieder fassen darf, wollte mich leise und sanft durch das Leben leiten; aber ich stieß sie hart zurück. Doch der tiefen Sünde folgte die tiefe Strafe, Reue und Buße, und aus der ungeheuern Nacht ging endlich der neue Tag hervor. Die Reue vernichtete mich selbst, um mich wieder neu zu schaffen, und wenn der letzte Engel — ich fühle schon sein Nahen — dieses irdische Leben hinweggenommen hat, dann gehöre ich im reineren Sinne Dir wieder an, und Du reine, treue Seele darfst mich wieder lieben.

Bertha erwiederte leise: Mein Herz war niemals von dem Deinigen getrennt, ich habe Dich immer geliebt, und wie Du jetzt erscheinst, so lebtest Du stets in mir. O, mein Geliebter, mein Gatte, nimm mich doch jetzt gleich mit Dir, und lasse mich

nicht allein in dieser kalten Welt! Aber der Sterbende nannte freundlich den Namen „Theodora“ und die gute Mutter drängte den ausgesprochenen Wunsch schnell zurück. Mit erhöhtem Gefühl breitete sie die Arme aus, neigte sich über ihn, küßte die blassen Lippen, und in diesem Kusse nahm der liebreichste Engel, der Engel des Todes, den verklärten Geist mild hinweg aus dem Reiche der Erscheinung und führte ihn zu reinerem, vollständigem Seyn hinauf. Vater und Tochter lagen einander in den Armen und weinten, aber in ihrem Innern war der tiefste Glaube, und so konnten ihre Thränen nicht zerreißend seyn, sondern nur sanft beruhigend.

Dann führte der Alte die Tochter mit liebend Bitte aus dem Zimmer in den anstoßenden Sa und sagte mit Kraft und Ergebenheit: Sen theure Bertha, Dein Auge nicht mehr auf die Erde und suche ihn nicht unten, ihn, der oben ist. Er ist von Neuem Dein Geliebter geworden, und Du erscheinst wie eine herrliche Braut, deren Thränen selbst beneidenswerth sind. Ja, er ist Dein Geliebter und breitet liebend die Arme aus, um Dich einst zu empfangen, wenn Du, wie bisher, Dein Leben redlich durchkämpft und nach langem edlen Kampfe edel gesiegt hast. Darum hinweg mit jeder zu weichen Rührung, und hinweg mit jedem nächtlich trüben Gedanken. Er zog bei diesen Worten die Vorhänge der Fenster rasch hinweg und sagte: „Siehe, wie dort die Nacht scheu ent-

flieht vor der siegenden Morgenröthe! O, mein geliebtes Kind, laß sie das Bild seyn unserer schönsten Hoffnung". Und Bertha sah, wie mit verklärtem Auge, hin, und sagte: Morgenröthe, neuer Tag! — Dann legte sie das schöne Haupt an die Brust des starken Mannes und fuhr leise fort: O, Vater, ich will ja gern dulden. — Morgenröthe, neuer Tag! Jetzt war auch die kleine Theodora aus ihrem entfernteren Kämmerchen herbeigeschlichen, mit hellen Augen, die der Schlaf erquickt hatte, und mit der frisch gerötheten Wange der blühenden Jugend. Sie streckte die kleinen Arme nach der liebenden Mutter aus, und da ihr die letzten Worte gar wohl gefallen hatten, so wiederholte sie kindlich lächelnd: Morgenröthe, neuer Tag!

Historisches.

Schilderung der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege.

(Aus einem literatur-historischen Werke.)

Der Abschluß des westphälischen Friedens gab dem erschöpften Deutschland nicht sogleich Ruhe wieder; denn erst im Jahre 1653 sahen wir unser Vaterland von den fremden Truppen verlassen, in so weit sie dasselbe verlassen sollten. Wie war Alles anders geworden! Die herrlichen Bisthümer Metz, Toul und Verdün (eigentlich Tull und Verden) waren an Frankreich übergegangen, das zugleich eine Oberhand über den Elsaß gewonnen hatte, die schon jetzt das künftige Schicksal des

schönen Landes ahnen ließ. Der bei weitem größeste Theil von Pommern und die Herzogthümer Bremen und Verden waren an Schweden abgetreten worden, das noch zu guter Letzt mit stets erneuten Forderungen für seine aufgewandten Kriegskosten hervortrat, die man sämmtlich bewilligen mußte und nur mit der letzten Anstrengung zu erschwingen vermochte. Der alte Glanz der Kaiserkrone war verdunkelt, und die schneidende Theilung Deutschlands in ein protestantisches und katholisches zeigte sich dem Blick nur zu deutlich. Aber nicht bloß der Glaube, auch Urtheil und Neigung überhaupt schien die deutschen Völker von einander zu trennen, und mancher Süddeutsche sah in dem Norddeutschen nur einen verlorenen Bruder, so wie dieser von jenem, der noch immer als der mächtigere erschien, stets Gefahr besorgte. Das Band der gemeinsamen Sprache war nur ein sehr lockeres, denn leider vernachläßigte und verkannte man jetzt größtentheils unsere herrliche Sprache, den Franzosen huldigend, die uns am meisten verletzt und geschwächt hatten. War doch schon dort in Osnabrück und Münster, — in jener Gegend, wo einst Hermann das Vaterland und dessen Ursprache und Bildung gerettet hatte! — von den kleineren Enkeln mehr Französisch als Deutsch verhandelt worden. Unter den deutschen Fürsten und Staatsmännern fanden sich wenig ausgezeichnete; viele dagegen leicht zu überwinden von den größten-

theils sehr geübten und übermüthigen fremden Gesandten. Wahrhaft groß dürfen wir vielleicht nur den Einen Friedrich Wilhelm von Brandenburg nennen, der, stets leuchtend, unter den Fürsten seiner Zeit keinen gleichen, kaum einen entfernt ähnlichen findet, so wie der Graf Trautmannsdorf unter den Staatsmännern. Deutschland wäre verloren gewesen, hätte man sich nicht wenigstens jetzt, nach dem Ende des Krieges, wieder auf den Anfang besonnen und wäre nicht wirklich dieses Einzige errungen worden: die Freiheit der evangelischen Kirche. Man fühlte mehr oder minder deutlich, was Alles man verloren, darum freute man sich desto inniger des Einen, was man gewonnen hatte, und so können wir das große einfache Wort rühmend aussprechen, daß es damals wirklich eine sichtbare und unsichtbare lutherisch-protestantische Kirche gab, deren Glieder mit reinem Ernst zusammenhielten. Was für sie geschah durch Lehre und Predigt, ist mehr als jetzt manche glauben mögen, aber noch weit größer ist das Verdienst, welches sich die Deutsche erwarben um den geistlichen Gesang und das Kirchenlied, dessen späterhin wird näher gedacht werden. War aber dieser edle Religionseifer gerettet, so fand sich auch jetzt wieder die alte, nie ganz zu vernichtende Tugend ein: religiöse Geduld in Beziehung auf irdische Verhältnisse. Sie zeigte sich in ihrer ganzen Stärke, indem man, klar einsehend, daß selbst in Jahrhunderten nicht wie-

der gewonnen werden konnte, was in einigen Jahren verloren worden war, dennoch gelassen anfing, wieder aufzubauen, in so weit man es vermochte, obwohl die irdische Klugheit keinen Rath wußte und jedes Jahr neue Wunden mitzubringen schien. In diesem Nichtverzweifeln und gottvertrauenden Forthandeln liegt die beste Tugend der damaligen Deutschen.

Ferdinand III. starb im Jahre 1657, ein Fürst, der Deutschland an selbstgeschlagenen Wunden fast hatte verbluten sehen und von allen Tugenden eines Mannes beinah keine andere hatte üben können, als Anstand im Unglück und Geduld. Gleich nach seinem Tode zeigte sich der durch den Friedensschluß genährte Uebermuth Frankreichs, indem es mit nichts Geringerem umging, als das Haus Bourbon mit der deutschen Königskrone und römischen Kaiserkrone zu schmücken. Schon waren mehre Stimmen der Kurfürsten, geschreckt durch die Nähe des übermüthigen Gegners, für diesen Plan gewonnen, als noch zu rechter Zeit die andern deutschen Fürsten, insonderheit Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das ganze Elend und die ganze Schmach zu überschauen anfing, die über Deutschland kommen mußte, wenn Frankreichs Vorhaben geglückt wäre. So erreichte endlich Oesterreich seinen Zweck, und der Erzherzog Leopold bestieg den deutschen Thron, um ihn vom Jahr 1658 bis 1705 zu behaupten. Es ist nicht leicht, diesen Fürsten völlig gerecht zu beurtheilen,

denn er zieht uns fast eben so oft an, als er unsere Neigung zurückstößt. Wir erkennen in ihm eine rechtliche, gutmüthige und fromme Gesinnung, die er, besonders als Ehemann und Vater, zeigte; wir achten seine Standhaftigkeit und Geduld, seine Unermüdlichkeit in langem, oft jahrelang unbelohntem Harren; wir schätzen seine Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit; aber wir vermissen in ihm das Herrschertalent im höheren Sinne, ein Talent, das die eiserne Zeit gebieterisch, wie je, von einem deutschen Könige begehrte. Er schien selbst zu fühlen, daß er in dieser rauhen, gewitterschweren Periode nicht Kraft genug besitze, um das von vielen Seiten her drohende Unglück abzulenken und wandte deshalb sein ganzes Vermögen nur an, um die ihm unabänderlich scheinenden Leiden mit Standhaftigkeit zu erdulden. Sein Fehler war, daß ihm viel zu früh unabänderlich schien, was durch muthiges, rasches und besonnenes Handeln oft gar wohl hätte geändert werden können. *) Sein sittliches Gemüth war

*) Es ist bekannt, daß, so oft ihm eine traurige Nachricht überbracht wurde, was in den ersten 40 Jahren seiner Regierung fast ohne Unterbrechung geschah, er mit schwer errungener Ruhe zu erwiedern pflegte: „Es ist schlimm, sehr schlimm, aber es wird noch viel schlimmer werden, ehe es besser wird“. Es ist zu hart, wenn Coxe behauptet, seine Tugenden seyen nur die Tugenden eines Mönchs gewesen: aber

verfeindet mit seiner fehlervollen Zeit; aber er verstand sie nicht ganz, und vermochte deshalb nicht recht, sie zu behandeln und zu erheben.

Ihm gegenüber stand Ludwig XIV., gewissermaßen der Normalkönig der Franzosen, mit dem großen Talente begabt, Alles, was Großes, Nützliches oder auch nur Glänzendes in seinem Reiche vorhanden war, um sich her zu versammeln, zu seinen Zwecken zu gebrauchen und dabei jedem Auslande zu imponiren. Den Zweck stets vor Augen habend, Frankreich zu dem mächtigsten Staate Europa's zu machen, war er nicht verlegen um die Mittel, die ihm alle ziemlich gleich galten, sobald sie sich nur durch irgend eine kühne, oder nur prachtvolle Phrase beschönigen ließen. Fast Alles, was ihm im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts zu unternehmen gefiel, gelang, theils durch die Macht der Waffen, theils durch kluge Verträge, theils durch List und Betrug. Unter Allem, was ihm glückte, ist aber das Höchste: die Bewunderung, welche er fast dem ganzen Europa einflößte für den kriegskünstlerischen Verstand, die politische Klugheit, den geselligen Ton, die Sprache und Poesie seines Volkes. In mancher Hinsicht

---

es ist nicht zu leugnen, daß sich mitunter wohl auch eine gewisse Dumpfheit und mechanische Fertigkeit im Dulden bei ihm zeigte. — Wie viel die Erziehung der Jesuiten, in deren Händen er sich so häufig befand, verschuldet hatte, ist als allgemein bekannt vorauszusetzen.

war allerdings hier etwas zu bewundern, oder wenigstens anzuerkennen, in anderer Beziehung, z. B. auf Sprache und Poesie, mußte Täuschung gar sehr zu Hülfe kommen, um diese übertreibend trunkene Liebe hervorzubringen, so wie es vollends nur durch eine gänzliche Gefangennehmung der Geister zu erklären ist, daß seine Politik, wie sie sich häufig zeigte, nicht überall als beinahe atheistisch und eben deshalb durchaus verwerflich erkannt wurde. Daß er aber dennoch so viele Geister gefangen nehmen konnte, zeigt allerdings von einer großen Anlage; doch mögen wir uns nicht abermal täuschen und etwa wähnen, als habe dazu eine fast unerhörte Geisteskraft und Feinheit gehört. Die Zeit selbst half ihm am meisten, sie war recht sehr ermattet, ja, man könnte sie theilweise ein wenig abgestanden nennen; Ludwig hatte noch die frischesten Kräfte und wußte sie zu benutzen. Jene übergütige Zeit bewunderte so gern und fand doch nicht viel Stoff, Ludwig gab ihr oft Gelegenheit zu staunen und nahm deshalb gern Huldigung an. In seinen Kriegen war er so glücklich, die großen Feldherrngaben eines Türenne, Villars u. s. w. benutzen zu können, auf ein Paar tausend verbrannte Städte und Dörfer in Feindesland kam es ihm eben nicht an, und selbst die abscheulichsten Grausamkeiten eines Melac, in dem gehaßten Deutschland verübt, fanden keinen strengen Richter an ihm. In seiner Politik wußte er sich zu helfen durch klugen Wech-

sel lockender Artigkeit und in Schrecken versetzender Drohung, unbefangener, naiver Härte, Ueberraschungen, vieldeutiger Worte u. s. w. Mitunter wurden auch reine Gewaltstreiche nicht verschmäht, denn er nahm Luxemburg und Straßburg mitten im Frieden weg, und äußerte späterhin nicht viel mehr als ein kühles Erstaunen, daß man über diese Unternehmung erstaunen könne, da es ihm doch nun einmal gefallen habe, so zu handeln. — Deutschland litt hier fast Aehnliches wie König Lear. Es hatte in dieser Hinsicht fast zu sehr Recht, um Recht zu bekommen. So glänzend angethan, und beinahe mit jedem Jahre in noch künstlicher gemachten Strahlen wachsend, berührte Ludwig gewaltig Spanien, die Niederlande und vor allen unser armes Deutschland. Spanien verarmte, ungeachtet seines Peru und Mexiko, immer mehr; aber die ewigen Pyrenäen konnten doch nicht von der Stelle gerückt werden, und so blieb das Land in sich ungeschmälert, und man durfte für die Zukunft eine gute Hoffnung festhalten. Holland konnte überrannt werden und für den Moment gar Vieles leiden, aber man raffte sich bald wieder zusammen, in alter Besonnenheit, deren Zähheit, (man verstatte das Wort in gutem Sinne) hier gerade die beste Schutzwehr wurde; auch blieb ja das reiche Meer, dessen Mitbesitz man keineswegs aufgegeben hatte. Doch wie anders war es bestellt mit Deutschland und wie betrübend! Hier war kein vereinigender Mittelpunkt, hier zeigten sich

zwei gegen einander überstehende eifersüchtige Hälften; ja, in den Hälften selbst waren wieder Hälften, Spannungen und Zertrennungen. Ehe man sich in Regensburg nur über die Art der Zusammenkünfte, über die Formen des Vortrags, ja, sogar über die — Farbe der Stühle vereinigen konnte, auf denen die kurfürstlichen, herzoglichen u. s. w. Gesandten sitzen sollten, hatten die raschen Franzosen längst den Rhein überflogen, einzelne Mitglieder des deutschen Reichs in der Nähe des Stroms geworfen oder gewonnen, und bedroheten den eigentlichen Kern Deutschlands. Es ist dabei nicht zu verhehlen, daß es leider auch einige deutsche Fürsten gab, denen das Unglück der Rheinländer fast wie eine — fremde Sache erschien, indem sie sich beruhiget hielten, so lange nur der Feind ihr eigenes Land oder Ländchen nicht erreicht hatte.

Betrachten wir nun die vorzüglichsten Kriege Ludwigs mit unserm Vaterlande, so finden wir zuerst den von 1672 bis 1679, Jahre, in denen sich das ganze Elend der durch keine große Idee zusammengehaltenen deutschen Zerstückeltheit deutlich zeigte. Das einzige Jahr 1674 stellt uns die Franzosen als Sieger in fünf Treffen dar: bei Sinsheim, Ladenburg, Mühlhausen, Ensisheim und Türkheim, und nur mit großer Anstrengung machte Montecuculi in folgendem Jahre einen Theil dieses Unglücks wieder gut. Aber auch Türenne's Lorbeer war nicht mehr rein geblieben,

denn die unerhörte Verwüstung der Pfalz bringt den talentreichen Feldherrn um den schönen Namen des ritterlichen Helden, der sich nimmer verträgt mit schonungsloser Härte. — Und wie verträgt sich wieder diese mit seinem Benehmen, als der zürnende Kurfürst ihn zur Rechenschaft forderte im Einzelkampf! Der Friede zu Nimwegen war eines solchen Krieges vollkommen würdig, und er wurde von österreichischer Seite mit solcher Uebereilung geschlossen, daß man ihn kaum auch nur für einen rechten Waffenstillstand ansehen konnte. Ludwig zeigte auch sogleich, daß er durch die erlangten großen Vortheile noch bei weitem nicht befriedigt worden sey, und das in aller Geschichte beispiellose Reunionssystem vollendete eben sowohl seinen Uebermuth, als die schmachvolle Unterwerfung der meisten Deutschen.

Während aber auf dieser Seite jedes Jahr, ja fast jeder Monat neue Leiden mitbrachte, war es auf der andern sogar den barbarischen Völkern, die sich selbst als ewige Feinde des Christenthums „rühmen", gelungen, das (nicht ohne Schuld der österreichischen Regierung) empörte Ungarn durchbrechend, in das Erzherzogthum selbst verheerend einzufallen und mit ungeheuerer Macht die ehrwürdige Kaiserstadt einzuschließen. Es kann nicht verhehlt werden, daß Ludwig selbst, der bekanntlich als König von Frankreich den Namen des Allerchristlichen führte, dem widerchristlichen Volke Rath, Hülfe und Offiziere geschickt hatte,

und so schien Alles den Untergang oder doch wenigstens die Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu verkündigen. Die Verwüstung, welche die Türken anrichteten, konnte die Deutschen nicht befremden, die an fast ewigen Krieg gewöhnt waren, wohl aber reizte das neue Elend von vielen Tausenden, Männern, Frauen und Kindern, die von den Barbaren als Sklaven fortgeschleppt wurden, zu edlem Zorne, und mit Rührung sehen wir die braven Bürger Wiens unter dem tapfern Fürsten Stahrenberg männlich kämpfend und ausharrend gegen das endlos überlegene Feindesheer, mit Rührung sehen wir endlich einige (von Leopold oft gekränkte) deutsche Fürsten, unter dem Polenkönig Sobiesky herbei eilen und die alte Kaiserstadt befreien (1683). Es ist für uns ein lichter Augenblick in einer langen, schweren, dumpfen Nacht; zugleich aber auch vielleicht der einzige politische Schmerz Ludwigs, während der ganzen letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

(Die ferneren Kriege Ludwigs und die äußerlichen Begebenheiten und Schicksale, welche Deutschland zu bestehen hatte, werden gleichfalls in großartigen Umrissen geschildert.)

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Es schien, als hätten die Deutschen durch ihre früheren unglücklichen Kriege mit Frankreich eingesehen, daß sie nicht wetteifern konnten mit dieser Nation in Hinsicht des Vermögens, den Moment rasch aufzufassen und zu benutzen, und in der ewig regen, sinnlichen Anschauung, und wenn ich so sagen mag, in der Arithmetik des Verstandes. So hatte man denn aus dem Auslande würdige Feldherren gewählt, Eugen von Savoyen und den englischen Fürsten Marlborough, und wenn sich auch der deutsche Stolz dadurch verletzt fühlen mußte, so gab es doch den Trost, daß auch ein rein deutscher Mann, Ludwig von Baden, ihnen zur Seite stand und an Feldherrntalent nicht unrühmlich mit jenen großen Führern wetteiferte.

Es gibt Jahre in diesem Kriege (1689—1697), bei denen der Blick des Vaterlandsfreundes mit Freuden verweilt, und die Schlachten bei Hochstädt, Turin, Ramillies, Malplaquet stehen als ewige Säulen des Ruhms auch für deutsche Beharrlichkeit und Tapferkeit da. Welche Hoffnungen ließen sich anknüpfen an so glänzende Erfolge! Aber ein Anderes war in dem höheren Rath beschlossen, und aus der blutigen Siegessaat ging für uns kaum eine belohnende Frucht auf. Eine armselige Kabale riß die Seele des Kriegs, Marlborough, aus unserer Mitte und England aus der großen Verbindung wider Frankreich. Diesem Ab-

falle folgten andere, die Franzosen benutzten den für sie günstigen Umstand mit gewohnter Klugheit und Raschheit, und der Friede von Utrecht und späterhin der von Rastatt sanktionirte abermals Frankreichs Uebermacht. Nicht das Haus Habsburg, sondern das Haus Bourbon errang den Thron von Spanien, und wenn auch Ludwigs früheres unmäßig stolzes Wort: „Jetzt gibt es keine Pyrenäen mehr", sich bald (und auch noch ihm selbst) als Irrthum zeigte, so war doch sein Wille äußerlich durchgesetzt, und wenigstens der Schimmer seines Ruhmes hatte nicht gelitten, der noch oft genug, selbst lange nach seinem Tode (1715, 1. Sept.) für wahren Glanz gehalten wurde. Wenn aber schon bei einzelnen Individuen große und gerechte Hoffnungen, die sich plötzlich in nichts auflösen, auf die ganze Stimmung des Gemüths nachtheilig zu wirken pflegen, so mußten die Wirkungen jenes, trotz der höchsten Anstrengung doch am Ende mißlungenen Kampfes, für die Stimmung der deutschen Nation noch ungleich nachtheiligere Folgen haben.

Es schien Vielen, als könne Frankreich nicht besiegt werden, denn nachdem es sechs bis sieben Jahre hinter einander fast alle seine Schlachten verloren, hatte es ja am Ende doch triumphirt; und wodurch konnte dies anders seyn, als — wie man eben so voreilig als trübe schloß – durch die ihm allein eigenthümliche (?) höhere Macht des Verstandes? — Schon früher hatte sich die Be-

merkung bestätiget, daß die Deutschen ihre schöne Liebe zur Gerechtigkeit zuweilen übertreibend zur Karrikatur machen, woraus dann jene demüthige Uebergerechtigkeit entsteht, die bei vielen Einzelnen mit Resignation in Beziehung auf sich selbst und mit geistlähmender Bewunderung alles Ausländischen endet.

Das höchste Gesetz des Geschichtschreibers ist bekanntlich Wahrheit, und so schmerzlich es auch seyn muß, so ist doch auch hier lediglich diesem Gesetze gefolgt worden in der Schilderung der äußerlichen Verhältnisse und des politischen Sinkens jener Zeit. Ohne eine genaue Kenntniß dieser rein historischen Grundlage ist die Kultur jener Periode und die seltsame Richtung des ganzen geistigen Strebens während derselben schlechthin nicht zu verstehen; aber sehr klar wird uns das ganze Gebiet selbst der seltsamsten Literatur, wie sie uns begegnen wird, wenn wir erkannt haben, unter welchen vaterländischen und historischen Beziehungen die deutschen Dichter, Redner, Religiosen u. s. w., während der letzten Hälfte des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ihre Arbeiten komponirten. Sie sollen dadurch nicht entschuldigt oder gar gerechtfertigt werden, da, wo sie Tadel verdienen; — es ist hier nur davon die Rede, sie in ihrer ganzen Wesenheit zu erklären und es ist ein großer Uebelstand in den meisten früheren Literaturgeschichten, daß das Verhältniß der geistigen und gemüth-

lichen Bestrebungen zu dem rein faktisch Gegebenen, historisch und politisch Wirklichen nicht gezeigt oder als unwichtig behandelt wird.

Dieser große Irrthum findet seine Wurzel in der verkehrten Ansicht, als sey die Kunst überhaupt etwas ganz außerhalb dem Leben Stehendes, etwas bloß Phantastisches und Ueberschwengliches, den Flügeln des Paradiesvogels gleich, der nach der Fabel keine Füße hat, um auf der Erde zu stehen. Geht man aber auch nicht immer gerade so weit in der phantastischen Ansicht, so meint man doch wenigstens, die Dichter hätten eigentlich kein anderes Vaterland als die Welt überhaupt und brauchten sich deshalb um das Unglück des Landes, wo sie geboren und erzogen worden sind, nicht sonderlich zu bekümmern. Die Muttererde gehe si: wenig an, und sie zu lieben, dürften sie sich erlassen. In dem ihnen zugehörenden Reich der Phantasie sey Krieg und Friede nur Scherz und sie könnten nach Gefallen hier schalten und walten. Eine solche Ansicht ist eben so unsittlich als unschön; und wäre sie gegründet, würde der Staat das vollkommene Recht haben, seine sämmtlichen Dichter des Landes zu verweisen? Sie ist aber völlig leer und gehaltlos und obwohl die bessere Ueberzeugung, wie ich hoffen darf, aus dieser Schilderung hervorgehen wird, so möge doch auch hier ausdrücklich gesagt und wiederholt werden, daß auch der größeste Dichter ein Kind seiner Zeit ist und selbst dann, wenn er sie genialisch erhöht,

in steter Wechselwirkung von ihr empfangend und ihr gebend, daß er sich mit tausend Banden an das Vaterland gefesselt fühlt, daß dessen Ehre und dessen Fall seine innigste Freude und sein innigster Schmerz ist, daß er ein fester und freigesinnter, aber den Gesetzen freudig gehorchender Bürger ist, daß ihm heilig ist der reine Altar seiner Kirche und theuer der trauliche Heerd seines stillen Hauses. Nur wenn wir diese Ansicht gefaßt haben, wird uns die große und tiefe Bedeutung des Amtes der wahren Dichter deutlich werden, die als Lehrer, Berather, Helfer und Tröster ihrer Zeit dastehen, so wie wir auch nur dann in der Literatur eines Volkes die ganze Bedeutung verstehen werden. Diese Literatur ist dann nicht mehr etwa ein Haufe guter, mittelmäßiger und schlechter gedruckter Bücher, sondern die Erscheinung des geistigen Lebens im Volke, dessen ganzes Wollen und Nichtwollen die Dichter, die es selbst anerkannte, ausgesprochen haben.

Charakteristiken und Kritiken.

Einiges aus Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

(Nach Göthe's neuerer Bearbeitung.)

Wenn schon das erste Auftreten jedes bedeutenden Schriftstellers überhaupt etwas Anziehendes hat, so gewährt doch besonders das der bedeutenden Dichter ein noch höheres Interesse. Entweder treten sie auf in einer Erhabenheit, die an das Ungeheure grenzt und die deshalb späterhin, durch sich selbst gelähmt, mit Ermüdung endet; – oder in unendlicher Vornehmheit, welche sämmtliche Prosa auf Erden auf den Scheiterhaufen liefern

möchte, die aber gewöhnlich sich selbst mit verbrennt; oder überhaupt mit Ueberfülle der Kraft, die die Anmuth verschmäht und die Milde haßt, weil sie beide nicht kennt; — oder was in neuern Zeiten häufig der Fall gewesen ist, die Poesie entzündet sich in der feindlichen Berührung mit den hartprosaischen, feindlichen Theilen der Zeit, und es entsteht dann eine polemische Poesie, die Respekt fordert und verdient, sobald sie nur beweisen kann, daß sie über dem Kampf nicht den Sieg oder das Schaffen verlernt hat, sobald sie nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Werken zu kämpfen im Stande ist. Sehr selten bekundet gleich das erste Auftreten eine schon vollendete Kraft, d. h. eine solche, die zur Klarheit geworden ist. Aber wir dürfen mit Entschiedenheit sagen, daß dieses Schauspiel uns Göthe gewährt, wenn wir ihn als zwei und zwanzigjährigen Jüngling mit Götz von Berlichingen auftreten sehen. Hier ist kein Drang und Sturm in das Wilde hinein, sondern eine gesicherte innere Macht, die den Kreis genau kennt, den sie beschreiben will; hier ist keine ästhetische Gefallsucht, keine imponiren wollende Vornehmheit, keine Ueberfülle in der Farbengebung, sondern ruhige Klarheit, geniale Besonnenheit und eine Charakterzeichnung der festesten Mannes- und Meisterhand. So wie der Held des Schauspiels selbst in sein halb sinkendes, halb steigendes Jahrhundert, das den Uebergang zur neuen Zeit bildet, nicht paßte, so, könnte man sagen, passe auch das Stück in

keines der gewöhnlichen Fächer, die unsere ästhetischen Lehrbücher den Erzeugnissen der Dichter einräumen. Und doch ist das Ganze wieder sehr einfach gemeint und man braucht nicht lange nach einem Namen dafür sich umzusehen. Es ist ein deutsches Charakter-Gemälde; nicht aber etwa bloß eines einzelnen oder mehrer Ritter, Frauen, Bürger, Mönche, Bauern u. s. w. (obwohl auch ein solches sehr schätzbar wäre), sondern es ist eine in sich selbst zusammenhängende Reihe von Gemälden eines ganzen, für Deutschland unendlich wichtigen Jahrhunderts. Dazu kommt noch, daß in diesem Gemälde ein so tiefer Hintergrund ist, daß wir mitunter fast bis zu — Hermann hindurch schauen können, und, anders gewandt, dann wieder auch in einen Vorgrund blicken, der bis in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu reichen scheint. Was wir hier gesagt, kann übertrieben scheinen, aber wir dürfen diesen Schein nicht scheuen, da wir von der Wahrheit dieser anspruchlosen Ansicht völlig überzeugt sind.

Betrachten wir nun die einzelnen Personen in dem edlen Werke. Kaiser Maximilian. Er ist hier nicht der liebenswürdige, wirklich kühne Jüngling, nicht der klug poetische Fürst, der nicht selten mit manchem Mißgeschick spielte; als solcher durfte er hier nicht auftreten; sondern wir sehen hier in ihm den reizbar gewordenen Mann, der sich einer Menge bitterer Erfahrungen nicht länger zu widersetzen vermag, und der vollends so eben

aus einer verdrießlichen, kein frohes Resultat bietenden Reichsversammlung tritt, — zürnend über die Deutschen, in denen allein er Fürsten sah, die schwer zu beherrschen sind; doch selbst im Zorn liebend. Der Schauspieler kann diese Rolle nicht wichtig genug nehmen, da es ihm ohne Zweifel bekannt seyn wird, daß er einen der vortrefflichsten Kaiser, der zugleich auch ein guter Dichter war, darstellt, so wie denn überhaupt fast die Hälfte der kleinen Rollen aus eigenen historisch beurkundeten Worten des Fürsten besteht.

Götz, der Strebepfeiler einer schon im Sinken begriffenen Zeit, die aber in ihm, so wie in Sikkingen, noch einmal ihre eiserne Herrlichkeit offenbaren will. Tief gewurzelt in der alten Ansicht vom Ritterthum, sieht er in jeder andern nur Schwäche, in den Fürsten nur seines Gleichen und nur in dem Kaiser seinen durch Gesetz und Reich sehr beschränkten Herrn. Den Max liebt er wirklich; aber er kommt vor Bedauern nicht zum rechten Genusse dieser Liebe. Er ist einseitig, aber diese Eine Seite erschöpfend, scheinbar roh und doch sehr einfach gebildet, tapfer, weil er sich das Gegentheil gar nicht einmal denken kann, freiheitliebend, weil er gar kein Leben glaubt im Zwange. Er ist kühn, aber sanft; er haßt nur, wenn ihm dies Gefühl aufgedrungen wird, und liebt mit ewiger Treue, ja sogar bis zur Zärtlichkeit. Georg und Lerse sind ihm unter allen Männern die theuersten; ja, der Erste gehört gewissermaßen mit zu

seiner Existenz. Die Liebe für Weislingen bezahlt er schmerzlich theuer, wie er denn überhaupt in seiner Gemüthsfülle viel leiden muß. — Dennoch ist er seiner ganzen Natur nach freundlich und behaglich; obwohl das bei einer oberflächlichen Ansicht nicht scheinen dürfte. Weil er seiner eigenen Selbstheit immer treu ist, so läßt er auch einen Jeden in der seinigen, ja sogar seinen kleinen Karl, der genau weiß, wo Jaxthausen liegt, aber den Herrn von Jaxthausen nicht angeben kann, der lieber in die Küche geht, als in den Stall, und überhaupt „etwas Apartes" haben will; weshalb er denn auch zuletzt in ein Kloster gehen muß. Alles ist klar und einfach im Götz, selbst der Schmerz; nur einmal verläßt ihn leider die Klarheit, als er sich bewegen läßt, auf vier Wochen Anführer der aufrührerischen Bauern zu seyn. Da weicht jedes Glück und jede Heiterkeit von ihm, sein Georg fällt im verhaßten Kampfe, sein Schmerz wird dunkel, er sinkt und nur der Tod hebt ihn wieder auf in neue lichte Sonnenhöhe. Götzens Irrthum besteht darin, daß er die Zeit, die er allein schätzt, für unwandelbar gehalten (was keiner ist): und als er sie dennoch wandeln sah mochte er nicht begreifen, wie man in einer so verwandelten noch leben könne und möge. Sterbend verwebt sich ihm „himmlische Luft" und „Freiheit" zu einem ewigen Ganzen, und beruhigt und versöhnt scheidet er, uns mit erhebender Rührung wir von

ihm — Elisabeth, Götzens Frau. Wir glauben zwar nicht, daß Schiller immer Recht hat, wenn er den besten Staat und die beste Frau daran erkennen will, daß man von Beiden nicht spricht; wohl aber, daß er in diesem Urtheile oft Recht habe. Bei dieser Elisabeth findet es seine ganze Anwendung. Es läßt sich von ihr nichts weiter sagen, als das Wenige, was aber unendlich viel ist, daß sie eine durchaus einfache, rein deutsche Hausfrau ist, die ihrem Manne nie vorweint, noch vorjammert bei Dingen, die nicht zu ändern sind. Ihre Ruhe verläßt sie nur, als Götzen die Klarheit verläßt, bei jener betrübten Hauptmannschaft über die aufrührerischen Bauern. Auch das soll gerade so seyn, denn auch nur ein einziger Moment der verlornen Geistesklarheit kann und muß selbst das stärkste Herz verwunden. — Maria, Götzens Schwester, steht schon mit einem Fuße in der neuen Zeit, ja, man kann ihr nachsagen, daß ihr die alte, in welcher Götz lebt, unbequem, mitunter sogar roh erscheint. Daher auch der leise Anflug von Sentimentalität, und ihre Liebe zu Weislingen, in dem sie den Repräsentanten jener neuen, zierlichen Zeit zu erblicken wähnt. Schade nur, daß diese Zierlichkeit der Treue ermangelt; doch in dem Schmerze über diese Treulosigkeit geneset sie. Als Jungfrau scheint sie sich besonders der Erziehung des kleinen Karl gewidmet zu haben, der aber auch so seltsam aus ihren Händen hervorgegangen ist, daß er — den Apfel nicht mehr ungebraten essen

kann. – Adelbert von Weislingen ist vom Dichter offenbar mit Ironie behandelt worden: denn nicht genug, daß er nicht in sein Jahrhundert gehört, so ist er selbst in dem Mitarbeiten an der neuen Zeit, über diese neue Zeit selbst im Dunkeln, so daß man mitunter das Allerbetrübteste, was man nur irgend sagen kann, von ihm wirklich sagen darf, er wolle nie ganz, und wisse auch oft nicht, was er wolle. Franzens Wort über ihn gibt Aufschluß (Akt V, Scene 5.) Wie im Leben, so auch im Tode bildet er den Gegensatz zu Götz, und diese einfache Ansicht wird der Schauspieler, dem diese schwere Rolle zugefallen, leiten können. – Adelheid von Walldorf war in der früheren Ausgabe so sehr genau und ausführlich gezeichnet worden, daß man in dem jungen Dichter in dieser Beziehung auch einen moralischen Zergliederer finden mußte. In den schönen Kreis der Göthe'schen Frauen, deren uns der vortreffliche Dichter so manche gegeben, gehört sie ganz allein nicht. Was sich für sie thun ließ, hat der Dichter bei der neuen Bearbeitung redlich gethan. Er hat als Meister des Styls nunmehr Manches verschwiegen, was ehedem ausgesprochen wurde, er hat jene innere Langeweile und ganz zerfahrende Launen, Heftigkeit, mit der sie früherhin behaftet war, getilgt, und indem er ihr eine stete bedeutende Wirksamkeit nach außen hin gab, hat er uns auf eine freundlichere und doch tiefere Weise ahnen lassen, wie sie von Stufe zu Stufe

sinken mußte. Ihr Verhältniß zu Weislingen und Franz ist mit jener zarten und sicheren Hand geschildert, die wir längst an dem Dichter kennen, aber einfacher und köstlicher ist wohl nie ein Mittel gewesen, eine Frau in Beziehung auf ihren Gatten und ihren Liebhaber zu schildern, als das hier benutzte. Sie gibt nämlich Einem nach dem Andern Aufträge, und nur das Wie und Welche entscheidet, und gibt dem Zuschauer Aufschluß über ihr ganzes inneres Wesen.

Franz von Sickingen, nach unserer Ansicht der bedeutendste deutsche Mann seiner Zeit; obwohl das Schicksal, wie bekannt, seine großen Plane nicht zur Reife kommen ließ, die denn auch nicht frei von großartigem Irrthum waren. In ihm ist vereinigt die Glorie der Ritterwelt der alten Zeit und die geistige Bildung der neuen; ja, man möchte fast beklagen, daß Göthe nicht ihn zum Helden eines eigenen Stücks wählte. Jetzt, wo er fast nur als eine Nebenperson erscheint, kann er sich nicht ganz vollständig aussprechen; doch bildet er besonders nach Gotzens Befreiung, wo er von seinen großen Planen spricht, ein überaus rührendes Gegenbild zu seinem Schwager, der mit gelähmtem Flügel schon den Blick zur Erde senkt, die ihn bald aufnehmen wird. Sickingen ist eine glänzende Erscheinung, und so muß denn auch Alles, was kraftvoll glänzend aus ihm spricht, z. B. die Ueberzeugung, daß er sehr bald das Andenken an den geliebten Weislingen aus Mariens Seele ver-

drängen werde, stolz hervorgehoben werden. Es muß überall klar werden, daß ein Mann dastehe, der die Hoffnung hegt, in einem halben Jahre als Kurfürst zu glänzen. Bruder Martin, ein Mönch, fast möchten wir sagen, kein Mönch, denn er trägt nur das Gewand, fühlt aber von seinem Stande nichts, als den Jammer. Er ist eine personificirte Elegie, nicht aber eine von der weibisch-kläglichen Weise, sondern von der ernst-männlichen, die wohl weiß, wie viel sie beklagt. — — — — —

(Auf gleich eindringliche und gründliche Weise werden auch alle übrigen Personen wie der Gedanke der Handlung selbst entwickelt).

Ueber Shakespeare's Macbeth ꝛc.

— — — — — — Zuvörderst besitzen wir in diesem Drama (Macbeth) etwas, wovon sehr häufig in das Blaue hineingesprochen worden ist: eine reine, einfache Schicksalstragödie, das heißt in Beziehung auf Macbeth, die Darstellung eines Kampfes, in welchem die Freiheit, welche sich noch nicht in sich selbst vollendet hat, untergeht und

eine Beute der Nothwendigkeit wird. Daß sie es aber wird, beweist keineswegs für die Uebermacht des Schicksals im Allgemeinen, sondern lediglich die Gefahr einer in einem bestimmten Individuum noch ungesicherten und unvollständigen Freiheit, die, als solche, nothwendig dem Schicksal unterliegen muß. Der Dichter zeigt überall, daß Macbeth keineswegs mußte, weil das Schicksal wollte, sondern daß er fiel, weil er seiner Freiheit nicht vertraute; er aber konnte ihr nicht vertrauen, weil er nicht verstand, sie zu vollenden.

In dem Leben jedes bedeutenden Menschen finden sich überall Abgründe, aus denen ein reizender Blumenduft emporsteigt, als wären es anmuthige Thäler; wer aber dieser Täuschung glaubt, darf er die Schuld dem Geschicke beimessen? Ueberall reizen blendende Farben und lockende Stimmen; wir können ihnen folgen, und können auch nicht, und so weiß auch der ächte Dichter nie von einem einseitigen Müssen, wohl aber von einer zur schönen Nothwendigkeit gewordenen Freiheit, oder von einer zur Freiheit geadelten Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit, welcher Macbeth gehorcht, weil er nicht frei ist, liegt in seinem eigenen Herzen, dessen Schwäche die dunklen Mächte benutzen, um ihm den Sturz zu bereiten. Er ist bedeutend genug, um die ganze Hölle gegen sich aufzuregen; eine Beute, wie er, ist gar sehr der Mühe werth, und die Hölle als Hölle hat vollkommen Recht, wenn sie sich so eifrig um ihn be-

müht. Diese Macht der Hölle ist es, die uns gleich in der ersten Scene begegnet; ein Umstand, der eine besondere Betrachtung verdient, indem der Dichter sonst immer seine Geister mit genialer Sorgsamkeit vorbereitet, durch vorangehende Andeutungen, abgebrochene Erzählungen, Musik u.s.w., z. B. im Hamlet, Sturm, Cäsar. Nicht also hier. Der Zuschauer wird sogleich Zeuge einiger Repräsentantinnen der höllischen Macht, er soll sich gleich zu Anfang daran gewöhnen, daß sie der Hebel des Drama's sind, und wir sollen diesmal erst die grause Siegerin, die Hölle, sehen, ehe uns der große, nach und nach zu Besiegende dargestellt wird. Dieser einst zu Besiegende tritt nun auch bald als irdischer Sieger in seiner ganzen Herrlichkeit und in dem schönsten Augenblicke seines Lebens auf, aber der schönste Augenblick im Leben des Menschen ist oft der gefährlichste. Macbeth erscheint umleuchtet von dem Ruhme einer Doppelschlacht, die er mit der Anstrengung jeder Kraft als Sieger durchfochten hat, als Retter der Krone seines Königs, er erscheint mit der Ahnung, nunmehr das, was vielleicht das Schwerste ist, zu seyn: der Zweite im Reich. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — Dennoch würde — es ist nicht zu bezweifeln — Macbeth Herr der bösen Neigung geworden seyn, denn das Streben nach äußerer Ehre ist bei ihm doch wohl einem höheren Gedanken unterworfen, wäre nicht ihm seine Gattin

als übermächtiger böser Engel erschienen. — Hier aber waltet bei allen früheren Auslegern großer Irrthum und ein Verkennen des herrlichen Verdienstes unseres Dichters. Wie man es gewöhnlich vorstellt, ist die Lady nichts weiter, als das Maximum des Ehrgeizes, die, um eine Krone zu erwerben, sich jedes, auch des gräßlichsten Mittels bedient. So ist es freilich, ja, noch mehr, dürfen wir sagen: sie würde die eine Hälfte der Erde in Flammen aufgehen lassen, um den Thron der andern zu erlangen. Aber — und hier liegt die Tiefe der Charakteristik — nicht für sich allein, sondern für ihn, den geliebten Gatten. Sie ist ein weiblicher Tiger, der die Menschen alle, die ihm hemmend begegnen, zerfleischen könnte, die aber ihren Gatten, der, im Vergleich mit ihr, ein sanfter, fast ein wenig zur Schwermuth geneigter Löwe ist, mit wirklicher Liebe umfaßt. Bei ihm aber ist vollends jene Neigung groß und gewaltig und verbunden mit allen Wurzeln und Adern seines Lebens, und geht deshalb bis zur Schwäche. Das Verhältniß beider furchtbarer Eheleute ist nicht ohne eine gewisse rührende Leidenschaftlichkeit; *)

---

*) Diese von Franz Horn zuerst in dem Roman „Liebe und Ehe" ausgesprochene Ansicht (1819) hat seitdem bei Schauspielern und Dramaturgen allgemeinen Eingang gefunden, namentlich hat sich Ludwig Tieck (S. Abendzeitung 1825) ganz auf ähnliche Weise darüber erklärt.

Anmerk. d. H.

ja, durch diese allein tritt die Lady erst in das Leben hinein, da sie sonst fast physiognomielos und nur wie der Begriff des ungeheuersten Lasters dastehen würde. Ehrgeiz ohne Liebe ist kalt, französisch-tragisch und unfähig, bedeutendes Interesse zu erwecken. — Hier nun ist jene Liebe noch rührender, da sie im ehelichen Verhältnisse waltet; und wohl bedurfte es eines solchen Gegengewichts für die ungeheuern Frevel, welche von diesem Ehepaar begangen werden, um sie doch immer als Menschen, welche untergehen, nicht aber als vollendete Teufel erscheinen zu lassen. Beweise für diese zärtliche Neigung gibt das ganze Stück, und sie erscheint sowohl in Worten als in Thaten, und gleich die erste Begrüßung von seiner Seite mit dem traulichen Wort: „My dearest love" ist gewiß nicht ohne Bedeutung; denn es zeigt sich überall, daß die Gattin ihm sey, wie er sie nennt.

— — — — — — — —

„Gut, dies ist nun der Ardennerwald," sagt die treffliche Rosalinde in „Wie es Euch gefällt", (Akt II, Scene 5) und der kluge, treue Narr bestätigt die naive Anschauung — Gut! dies ist nun ein Lustspiel! sagen wir hoffentlich Alle, wenn wir es gelesen und wieder gelesen und endlich so oft gelesen haben, daß wir es nicht mehr zu lesen brauchen, sondern lebendig vor unseren Augen und in unsrer Phantasie behalten. Diese Fülle von Leben und Kraft, von Liebe und Traum, von Sinnigkeit im Ernst und Scherz, von Muthwillen

und willigem Muth, von tiefer Waldesnacht, kraftreichem Windesflug und süßem reinen Frühlingsathem, von zauberischem Quellenrauschen, melancholisch lustigen und lustig melancholischen Betrachtungen, von Hörnergetön und Jagdgesang u. s. w. — Diese Fülle, die doch so einfach, und diese Einfachheit, die doch so farbig reich ist. — — — — — — — — — — — — — — Wie sich auch die Ansichten vom inneren Wesen des Lustspiels gestalten mögen, immer wird man doch auf den einfachsten Gedanken zurückkehren müssen, daß die Freiheit und das Leben als solches, im (scheinbaren) Gegensatz der Nothwendigkeit und des Todes, darin vorherrsche. Halten wir aber diesen Gedanken an das Stück, so werden wir inne werden, daß es vielleicht keinem Dichter der Erde gelungen ist, Freiheit und Leben in so mannichfaltigen Gestaltungen so reizend und interessant darzustellen, als Shakespeare in diesem „Wie es Euch gefällt". — — — — — — — — — — — — — — — Die Grundidee dieses Drama's scheint mir die allgemeine und überaus tröstliche zu seyn: nur das Gute ist wahrhaft real, stark, liebenswürdig, fröhlich und in gewisser Hinsicht völlig unantastbar; das Böse ist nicht bloß böse, sondern nur eine Art von Halbnichts, schwach, unmuthig, in jedem Augenblicke antastbar und — hohl langweilig. Nur der gute Mensch darf scherzen; ja er darf nicht bloß, sondern er allein kann, und weil

er kann, soll er auch und wird er scherzen, und in desto mannichfaltigeren Farben, je mehr er sich ausbildet. Der Unsittliche wird freilich auch wollen; aber es gelingt ihm nicht sonderlich, und er gibt höchstens etwas Witz- und Blitzähnliches, oder — „Gewächs, sieht aus wie Wein; ist's aber nicht" u. s. w. Darüber gibt unser Stück die schönsten Belege. Dieser Herzog (ob der Dichter den Namen desselben mit Absicht verschweigt, weil er nur den Gedanken des reinen Herzogs in sich hatte?) ist freilich durch dessen schlimmgesinnten und deshalb langweiligen Bruder um seinen Fürstenstuhl gekommen; aber er ist darum doch Fürst geblieben und hat sich einen neuen, schönen Herzogsthron im Ardennerwalde errichtet. — — — — — — — — — — — —

(Der Raum gestattet uns von der nun folgenden vortrefflichen Charakteristik sämmtlicher Personen des Drama's nur von Einzelnen Einiges mitzutheilen.)

— — — — — — — —

— — Haben wir nun aber für Orlando ein billiges Interesse gewonnen durch die rüstige Kraft mit der er seinem Bruder entgegensteht, durch die Ringerscene und das Verhältniß zu Adam, so werden wir ihn im Walde erst vollständig lieben lernen, denn nun erst erscheint nach und nach alles Köstliche in ihm in reiner Blüthe, Glanz und Duft; und wie er sich selbst jetzt erst recht kennen lernt, so auch wir. Zugleich aber werden wir ihn

nicht minder ein wenig belächeln, daß er in den ersten Scenen so trübe Klage führte über Mangel an Erziehung und Unterricht. Wer sich selbst so liebenswürdig und anmuthig auszubilden versteht, bedarf gar mancher Weitläufigkeiten von außen nicht, — wodurch indessen die Vernachlässiger A bis Z mit nichten entschuldigt werden sollen, und Niemand verführt werden möge, es darauf zu wagen, auch ohne Erziehung gelegentlich ein Orlando werden zu wollen.

In Hinsicht Rosalindens und Celio's, die durch unauflösliche Bande der Freundschaft verknüpft sind und deshalb auch immer zusammen erscheinen, möchten wir wohl an Schiller's Worte:

Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick,

erinnern. Nur das möge ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Shakespeare doch also an ächte weibliche Freundschaft glaubt, was ihm unter hundert Dichtern vielleicht kaum zehn nachthun; denn wie oft ist nicht der bloße Gedanke „weibliche Freundschaft" zum Gegenstande des Scherzes und der Satyre gewählt worden; wozu sich auch in der That Gelegenheit genug findet. Ohne Zweifel ist das Talent und die Tugend der Freundschaft fast immer ein männliches, und wir dürfen in dieser Hinsicht die Freundschaft als eine Tochter der Wissenschaft betrachten; wenigstens wird sie

von den meisten Männern also genommen und betrieben. Indessen bedarf es auch bei ihnen der Verschmelzung ihres ganzen Strebens mit der Poesie, und — wir wollen es nur gerade heraus sagen — jede, auch die ehrbarste und an sich löbliche, ja wissenschaftliche Männerfreundschaft wird über kurz oder lang sich lösen oder schläfrig werden, oder gar zu einer höchst fatalen sogenannten Ungenirtheit herabsinken, wenn nicht Poesie*) sie aufrecht erhält. — Bei den Frauen kann die Freundschaft nichts Anderes seyn, als die köstliche Gabe, sich stets an fremder Liebenswürdigkeit eben so gründlich als leicht zu erfreuen, wobei es jedoch natürlich unverboten bleibt, sich selbst mit anzuschauen; nur geschehe dies letzte — wir möchten wohl um des Himmels der Liebenswürdigkeit willen bitten — bewußtlos. Bei solchen Bedingungen,

---

*) Ich hatte diesen Gedanken längst auszusprechen gewagt, als mir die Freude wurde, ihn, der, so einfach er auch seyn möge, mir sehr am Herzen liegt, in J. G. Scheffner's Selbstbiographie wieder zu finden: die Freude sag' ich, denn es ist allerdings bedeutend, wenn ein vielerfahrner, wegen seines Witzes berühmter achtzigjähriger Greis im Geschäftsleben ergraut, von der Nothwendigkeit der Poesie zur Freundschaft unumwunden und gelassen, wie von etwas ganz Entschiednem redet. Daß man das Alter ehren solle, ist oft und stets mit Recht gesagt worden; daß man es aber zuvörderst hören solle, könnte wohl noch öfter eingeschärft werden.

von denen wir nicht ein Haar ablassen können, wird freilich die weibliche Freundschaft stets zu den Seltenheiten gehören; doch ist schon Alles gewonnen, wenn wir nur die Idee selbst retten und nach Möglichkeit vor aller rohen Antastung schützen. — — — — — — — — —

— — — — Eine nicht mindere Fülle von Leben ist dem Narren zugetheilt worden, der diesmal auch seinen ganzen ehrlichen Namen Probstein (Touchstone) gleich nach dem Titelblatte mitbringt. — — — — Probstein ist ein in mancher Hinsicht sogar wahrhaft liebenswürdiger Mensch, und es zeigt sich deutlich durch die Wirkungen, welche er in den Gemüthern der andern hervorbringt, daß er selbst Gemüth im ächten Sinne des Worts habe. — Rosalinde denkt in der Begeisterung ihres Fluchtplans angenblicklich an diesen Narren, daß er ihnen ein Trost sey auf der Reise, und Celia erwiedert mit kühner Naivetät: O, der geht mit mir in die weite Welt u. s. w. Jaques, der Witzig-Melancholische und Melancholisch-Witzige, geräth bei dem bloßen Anblick dieses Narren in freudige Bewegung, die endlich fast in dithyrambisch-trunkenes Entzücken übergeht. Shakespeare durfte wagen, alle diese Gunstbezeugungen auf Probstein zu häufen, da dieser hinreichend ausgestattet ist, um uns zu überzeugen, daß er all den Ruhm verdiene. In ihm wohnt ein ewiges Lächeln, Gelächter und Lachen, das sich in durchaus gesunden,

keckeu und freien Naturen erzeugt und erhält, die, mit sich selbst einig, die Uneinigkeit der Welt deutlich erkannt haben. Je uneiniger aber und hohler diese sogenannte Welt ist, desto gespreizter und übermüthiger geberdet sie sich, und es ist verlorne Mühe, sie mit bloßem Ernst, sey er auch noch so stark und gründlich, besiegen zu wollen. So lange wir aber den Scherz behaupten, sind wir mächtiger, als unser ernster Gegner, und vermögen wir uns in dieser Verschanzung zu erhalten, so vermag selbst eine ganze Schaar von trockenen feindlichen Leuten uns nichts anzuhaben. Eine solche entschieden vor- und überragende Scherzkraft kann den Besitz gar leicht um allen sittlichen Werth bringen: aber Probstein hat in der That das einzige Mittel gefunden, um die Liebenswürdigkeit sich zu erhalten. Dies ist kein anderes als eben jene Liebe und Treue in seinem Herzen. Bei solchem Besitzthum läßt sich allein das ewige Lächeln wagen, und Probsteins Sünde besteht nur darin, daß er Profession davon macht, und sich für seinen Charakter nicht etwa selbst ein regenbogenfarbiges Kleid macht, sondern von Andern und auf Anderer Rechnung sich machen und anziehen läßt. Er steht doch im Anhange zum Hofkalender als Narr, und das darf ein solcher Mann eigentlich nie dulden. Im Walde fühlt er sich aber auch desto freier, und es wird ihm jetzt durchaus Alles zu Scherz, und zwar zu dem ächten, der eben so innig ist und tief, als leicht und flüch-

tig; dennoch läßt ihn auch hier der alte, fast möchte ich sagen lustige Fluch seiner Bedienung nicht ganz los, und er muß noch gegen das Ende des Stücks vor dem Herzoge und dem Hofstaate einige Proben von seiner Kunst und seinem Witze ablegen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Wir erwähnen noch, daß hier keineswegs ein Ueberfluß an Begebenheiten und Situationen sey, indem die ganze Fülle von idealen und realen Schmerzen und Thorheiten nöthig war, den schönen Kreis zu füllen. Verirren können wir uns in demselben nie, denn der Wald begrenzt überall: über uns ist der blaue Himmel, wechselnd mit mannichfaltigem leichten Gewölk, und überall athmen wir die reine Luft des waldigen Gebirges. Jaques ist ein Charakter, den wir zuvörderst nur im Allgemeinen als „anbrüchig" bezeichnen müssen; aber als solcher scheint er musterhaft neu geschildert, denn indem er seine Zerrissenheit selbst überall zur Schau trägt, und seine Melancholie stets ausgesprochen, fast wie ein Liebhaber die Braut im Herzen trägt, steht er auf diesem witzig-traurigen Standpunkte nicht ohne Kraft da; und wenn es scheinen könnte, als müsse doch zuletzt das entfärbte Leben ihn erdrücken, so tröstet wieder der Gedanke, daß Bestimmtheit im Wollen nebst etwas Witz und Anflug von Poesie überall eine treffliche Hülfe leisten könne. Shakespeare's reine Seele hat jene Stim-

nung, die er dem Jaques leihet, wie immer großartig durchschauet, denn diese Gattung von bitterer, witziger Melancholie ist immer nur Strafe versündigter und verschwelgter Jugend. Als Jaques den ganzen Strom seiner Beredsamkeit gegen die Menschen im Allgemeinen ausschütten will, unterbricht ihn der Herzog wie ein ruhiger höherer Richter. Höchst arge Sünd', indem du Sünde schöltest u. s. w. Und nicht bloß er, sondern tausend und wieder tausend Jünglinge seiner Art empfangen ihr Urtheil. — — — —

Weit höher als sittlicher Mensch (wie Oliver), obgleich immer tief genug und sehr arm an Leben, steht der Hofmann Lebeau, ja, er ist es besonders der als lustiges Gegenbild zu den vielen Lebenvollen des Stücks dient. Streng und eigentlich — wir müssen das Hartscheinende sagen — lebt dieser Mann gar nicht selbst und auf eigene Hand und Rechnung, sondern er begnügt sich, dem Leben Anderer zuzusehen und Nachrichten zu geben von dem, was jene gedacht und gethan haben. Er meint es gut, in so weit er, der kein rechter Er ist, es gut meinen kann. Das Wichtigste aber ist die Ahnung, die er uns von seiner Pilosophie gibt; denn nachdem er den Orlando gewarnt und belehrt hat, nimmt er Abschied von ihm mit den Worten:

Dereinst in einer bessern Welt wie diese,
Wünsch' ich mir mehr von euerer Lieb' und Umgang.

Ihm erscheint — wie vielen Millionen Menschen — dieses jetzige Leben nur wie eine ängstliche Vorhölle, oder wie etwa ein finsteres Spinnhaus, dessen peinliches Schnarrwerk höchstens durch ein Paar furchtsame Späßchen zu unterbrechen ist, oder, wenn's hoch kommt, wie eine staubige Chaussee, die sich nicht vermeiden läßt, da man auf den rechts und links liegenden schönen Wiesen nicht fahren darf (?) und die Wälder in der Ferne als höchst unsicher verschrieen sind. Jene Welt mit ihren Wonnen ist gewissermaßen nur als historische Notiz in der Ahnung dieser Armen; aber das Jenseits ist bei ihnen ganz unverknüpft mit dem Diesseits, und die herrlichste aller herrlichen Hoffnungen, die höher ist als andere Gewißheit, bleibt für sie todt, weil sie durch das bloße Streben selig zu werden meinen, ohne daß sie selbst etwas dabei zu thun haben, als zu empfangen. —

Wie nahe steht dieser überaus ernsthafte Ernst der herrlichen Laune, mit der der Dichter seinen Lebeau Abschied nehmen läßt. — —

— — — Fast sämmtliche Dichter der letzten Jahrhunderte scheinen sich verschworen zu haben für die Jugend und wider das Alter. Das wäre noch etwa zu ertragen, wenn sie nur nicht meistens die bloße Jugend nach dem Kalender im Auge hätten und für dieselbe unser Interesse abforderten, gleichsam als verstehe es sich von selbst, daß ein Fünfundzwanzigjähriger in den wichtigsten Verhältnissen des Lebens über einen Fünfundvierzigjährigen siegen müsse. Oft möchte man fast vermuthen, sie hätten eine satyrische Absicht; denn wie wir die Jünglinge in hundert und wieder hundert Romanen und Komödien dargestellt finden kokettirend mit ihren fünf und zwanzig Jahren, mitunter sogar hochmüthig auf ihre Unarten u. s. w., sollte man wirklich glauben, die Verfasser wollten etwa eine derbe Satyre üben; allein man reicht mit dieser guten Meinung nicht aus, denn das gegenüberstehende Alter ist meistens völlig widerlich, z. B. geizig, habsüchtig, tyrannisch, ungraziös, fade verliebt oder — wie es sonst Herkommens ist, nicht in der Welt, nicht im wirklichen Leben, sondern in Büchern. Hier haben — man kann es nicht ohne Herzeleid erzählen — fast alle Aeltere in Eigensinn versteinert immer totales Unrecht, viele tausend Oheime sind schlechthin nicht auszustehen; höchstens gut genug, geneckt zu werden, und von den Tanten gilt fast dasselbe, doch werden sie, wo möglich, noch widriger gehalten. — Das schrecklichste Ungethüm bleibt aber ein Vormund. Daß ein

solcher unmäßig häßlicher und auch moralisch grauer Mann sich in sein (der Dichter hofft es) höchst naives und anmuthiges Mündel verliebt, und weil er mit ihren Geldern übel gewirthschaftet hat, sämmtlichen edlen Liebhabern von ein und zwanzig Jahren den Zugang versperrt, ist ganz in der Ordnung, ja, fast eine tragische Lustspielnothwendigkeit. Der unglückliche Mann kann gar nicht anders als fatal seyn: die Dichter leiden es nicht, und wenn ja einmal einer umschlägt und als weißer Rabe auf eigene Hand tugendhaft seyn will (z. B. der Iffland'sche Vormund), so raubt ihm der Poet wenigstens alle Anmuth und am Schlusse siegt doch immer der Zwanzigjährige, eben wegen der 20 Jahre, denen Niemand widerstehen kann. Manchem dieser Jünglinge gönnen wir von Herzen die Braut; wie viele aber gibt es, denen man nichts weiter gönnen darf als — totale Umwandlung! Denken wir uns bei vielen hundert Romanen und Komödien noch ein Schlußkapitel oder eine Schlußscene, mit Geist und Wahrheit durchgeführt, und wir haben durch dieses bloße Denken jene hundert Bücher um das Leben gebracht, weil sie auf einem Irrthum ruhen, der durch jenen Schluß an den Tag käme, worauf der Sturz des Ganzen unumgänglich folgen müßte. Soll aber dieser Uebelstand immer so bleiben? Ganz allgemein ist er auch jetzt nicht, und der trefflichen Ausnahmen gibt es doch einige. Manche edle alte Dichter haben Jugend und Alter völlig ignorirt

und zwar mit Glück. So wird z. B. in den Niebelungen des Alters einer Person fast nie als Motivs gedacht, und Chriemhilde bleibt jung in ihrer furchtbaren Schönheit das ganze Werk hindurch, es müßte denn Jemand die Absicht haben, sich selbst den Genuß zu verkümmern und mit der Schreibtafel in der Hand ihre Jahre zusammenzählen wollen. Für die Niebelungendichter, so wie für manchen andern alten Epiker und Dramatiker gibt es nur etwa Greisenhaftigkeit, Kinderjahre und Jugend, welche letzte, wenn wir doch ja einmal Zahlen angeben sollen, etwa vom achtzehnten bis fast zum sechzigsten dauert. — Welchem Leser der Ilias fällt es ein, die blühendste Schönheit Helenens zu bezweifeln, obwohl sie bereits vor zehn Jahren entführt worden ist? Wer rechnet Iphigenien ihre Jahre nach?

Indessen ist diese gänzliche Besiegung oder Nichtanerkennung der Zeit zuweilen unerreichbar, ja, es gibt der Fälle gar viele, in denen sie gar nicht erreicht werden soll. Niemand möge sich mit irgend einem Alter des Lebens verfeinden, sondern gegen jedes sey man gerecht und billig und suche dessen Bedeutung zu erforschen. Der Dichter aber soll schon geforscht haben, und gebe uns das Ernsteste und Fröhlichste, wie es ihm im wahren Leben erschienen ist. Er statte die Jugend aus mit aller Frischheit und allem Reiz, der ihr verliehen seyn kann, aber er vergesse auch die Würde und Anmuth des Alters, besonders des mittleren, nicht;

vor Allem aber nicht jener milden Ironie, durch die allein schon der gebildete Mann dem gebildeten Jüngling meistens überlegen ist, der in der Regel sich von jener Ironie kaum eine ganz genügende Vorstellung wird machen können, durch die z. B. Sokrates selbst die widerstrebendsten Jünglinge, sobald sie nur ächten Trieb nach wahrer Lebenswissenschaft und Kunst hatten, an sich zog und liebend beherrschte. — Endlich fragt auch nur, ihr lieben Dichter, die reingebildeten Frauen, besonders solche, die die Worte „gebildet", „poetisch" u. s. w. sehr selten oder nie aussprechen, weil sie die Sache haben, und ihr werdet euch wundern, wie sie über dergleichen urtheilen. Habt ihr euch dann genug gewundert, so wird euch zuletzt manches Schöne aufgehen.

Hier in unserm „Ende gut, Alles gut" (von Shakespeare) feiert das Alter in schöner, ruhiger Ueberlegenheit seinen bescheidenen Triumph. — Von der Gräfin sahen wir schon (und früheren der Erläuterung dieses Lustspiels gewidmeten Stellen) manche Züge, die auf die schönste Eintracht ihres Lebens und der Liebe hindeuten. Sie hat den feinsten Takt im Umgang, weshalb auch von diesem feinen Takt im Stück nie die Rede ist, womit sich, beiläufig gesagt, neuere Dichter gewöhnlich behelfen, wenn sie etwas recht Vornehmes schildern wollen. Ihr Gefühl ist in seiner Weise nicht minder tief als selbst Helenens (der jugendlichen Heldin des Stücks), aber sie vermag es freier anzuschauen

und zu überschauen, sie ist gelinde und weiß wohl, wie groß die Macht des Gelinden sey. — Die Art, mit der sie die heillosen Briefe ihres Sohnes aufnimmt, zeigt selbst im feurigsten Zorn die Helle und Kraft ihrer Seele. Weit entfernt, der bloßen leitenden Mutterliebe sich zu überlassen, die selbst für den entarteten Sohn noch eine weichliche Rechtfertigung haben würde, erklärt sie ihn für einen überraschen und ungebändigten Jüngling, der die günstigen Absichten eines wohlwollenden Königs vereitelt und mit unwürdiger Härte ein Mädchen zurückstößt, das, durch innere Tugend erhoben, selbst eines Königs nicht unwerth sey. Jedes andrängende verworrene Gefühl schnell beseitigend, ermahnt sie zur Geduld und beweist durch ihr Beispiel, daß sie selbst habe, was sie empfiehlt. Es ist bekannt, daß wir uns des Fleißes sogar rühmen dürfen; doch möchte ich hinzusetzen, daß es mit der Geduld derselbe Fall ist, denn was ist sie anders, als ein steter religiöser Fleiß, sich die geistige Oberherrschaft über Alles, was irgend begegnen kann, zu erhalten? Auch die Gräfin rühmt sich dieser Tugend, aber auf eine Weise, welche Niemand überschreiten möge, der sich rühmen will. Sie muß, umgeben von Bestürzung und Unglück, jetzt auftreten in der ganzen Fülle ihrer beruhigenden Macht, und so erwähnt sie mit Gelassenheit, sie habe in ihrem Leben schon so manchen raschen Wechsel des Fröhlichen und Betrübten erfahren, daß keine Gunst und keine Ungunst des

Geschicks sie mehr aus der Fassung bringen könne. Wie tief sie aber fühlt, zeigt sich besonders nach Helenens zweiter heimlicher Abreise, wo sie sich sogar auf Augenblicke von ihrem Schmerze besiegt fühlt, und doch die sittliche Anmuth auf die rührendste Weise hervortritt. (Akt III, Scene 4.)

Vermischtes.

Der wahrhaft Fromme wird eben, weil er fromm ist, jede dumpfe oder seichte Frömmelei wahrhaft hassen.

* * *

Kann denn der gebildete und edle Mensch nicht seyn wie die Sonnenstrahlen, die, unverletzt und ohne den Glanz einzubüßen, über die feuchte Erde mit all' ihren Sümpfen hinübergehen? — Er kann es und thut es.

* * *

Das höchste Opfer, was die Liebe und die Freundschaft bringen kann, ist nicht das Leben, sondern die Ueberzeugung.

* * *

Es ist gewiß: Ohne Zorn ist keine Liebe. In der Fähigkeit des edlen Mannes zu zürnen, liegt

ein herrlicher Beweis seiner göttlichen Natur, so wie man den Armen für unaussprechlich unglücklich, ja, für verloren halten darf, der nicht mehr zürnen mag oder kann. Man darf von ihm sagen, daß er sein eigenes Schwert und Schild der Ehre zerbrochen und seine eigene Gruft gegraben habe.

Selbst einen Zorn wie den des Achill, der uns nicht selten als unsittlich erscheinen kann, hielten die Alten der Unsterblichkeit werth, und sie ward ihm durch ein ewiges Gedicht. Aber freilich Zeus selbst nimmt sich jenes Zornes an und gewährt ihm Befriedigung; die Götter bilden Parteien, um ihn zu begünstigen oder ihm zu widerstreben, und nicht eher stillt sich jene Leidenschaft, als bis der neue bittere Schmerz um des Freundes Tod sie überwältiget. Es entsteht eine neue Leidenschaft und ein neues Ziel.

Doch eben in jener Art der Ueberwältigung zeigt sich die furchtbare Nemesis, welche die ungezähmte, halb-sinnliche Rachbegierde straft und an sich selber rächt. Im edlen Zorn ist keine Rachsucht, sondern nur reiner Schmerz aus Kraft und Liebe. In jenem edlen Zorn allein, man darf es wohl sagen, ist — Vergebung, Versöhnung, die, wie der Bogen des Friedens, die mächtigste Naturerscheinung, das Gewitter, beschließt. Ohne ihn (den Zorn) ist die Vergebung durchaus werthlos und nichts Anderes, als das Resultat schwächlicher, schmählicher Resignation.

* * *

Unter allen Freuden des Lebens ist vielleicht keine reiner und tugendhafter, als die Freude des eifrigen und besonnenen, kraftreichen und milden Lehrers, der den Knaben oder die Jungfrau in die helle Welt der Religion, Wissenschaft und Kunst einführt, und nicht selten ereignet sich hier die alte köstliche Sage von Pygmalion auf eine noch köstlichere christlichere Weise, indem die noch verhüllte Menschennatur, die sich selbst ein Räthsel ist, vor dem liebend-frommen Anhauch des Lehrers die alte Starrheit schwinden und ein lebendiges Leben in sich selbst erscheinen sieht.

* * *

In der Stunde des Abschiedes will der Mensch dem Menschen Alles seyn, und er ist, was er seyn will. Dadurch freilich werden die Schmerzen des Abschiedes nur noch verfeinert und tiefer; doch das soll nicht minder so seyn, denn jene Schmerzen sollen überhaupt durch nichts Anderes gelindert werden, als durch den Gedanken einer Zeit, die mehr ist als irdische Zeit und eben deshalb keine Trennung mehr hat. — Fast möchten wir jedem mittelmäßigen Menschen rathen, jede Stunde, die er mit Freunden zubringt, für eine Abschiedsstunde zu halten — was sie ja auch gar leicht werden kann — damit sein Wesen sich steigere. Der Bessere hat ohnehin den Gedanken oft unwillkürlich, oder er bedarf desselben gar nicht einmal, um dem Freunde Alles zu seyn.

* * *

Ein Streit, in dessen Folge einer der Theilnehmer sein Unrecht anerkennt und freundlich lebhaft abbittet, ist oft ein sicheres Mittel, sich auf das Innigste und recht rein menschlich zu berühren.

* *
*

Der wahrhaft tugendhafte Mensch erröthet am seltensten; während der Halbgebildete und Halbgesittete in tausend Dingen Gefahr findet, weil er gewissermaßen erst in jedem Augenblicke den Teufel in sich beschwören und aus sich heraus treiben muß.

* *
*

Der innerlich unreine Mensch, wenn er sonst nur geistreich ist, kann im Wachen leicht eine gewisse Gattung von Schönheit, wie eine ihm nicht zugehörige Beute, an sich reißen und auch wirklich für Stunden behaupten; aber der Schlaf ist eine ehrliche, heilige Sache, die alles Unehrliche und Unheilige an den Tag bringt. Wer im Schlafe noch schön ist, der ist schön, weil er ein reines Gemüth hat.

* *
*

Ein wahrhaft edler Gedanke und Entschluß liegt nicht als Einzelnes im Menschen, er ist nicht auf solche Weise unser Eigenthum, wie etwa ein Diamant, der verschlossen im Schranke ruht und an dessen Glanze man sich nur in gewissen Stunden ergötzt, sondern erregend, befruchtend und stärkend hält eine rein sittliche Idee

den ganzen Menschen fest zusammen und gibt ihm das Gefühl bescheidenen Selbstvertrauens, ohne welches das Leben nur dämmernd und unsicher ist.

* *
*

Der wahrhaft gebildete und gute Mensch findet in dem Leben und in den rein sittlichen Handlungen selbst einen genügenden Reiz des Lebens und ist keineswegs bemüht, dieser Lebensthätigkeit noch eine Menge äußerer Reize hinzuzusetzen; wohl aber betrachtet er jede schöne Freude und jeden Reiz, der ihm von außen kommt, als eine freundliche Gabe und Belohnung. Doch dem erhitzten und eitlen Menschen genügt das Alles nicht und er verlangt von dem Leben, daß es ihm stets piquante und choquante Scenen biete.

* *
*

Lob und Ruhm gehören zu den wenigen Dingen, für die der Mensch in jedem Augenblick Sinn hat; nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß der gute und ächte Mensch, eben weil er das ist, nur für das Aechte und Gute gelobt seyn will.

* *
*

Die betrübteste Empfindung in einer langwierigen Krankheit, obwohl wir uns sagen dürfen, daß wir sie mit äußerem und innerem Anstande ertragen, besteht darin, daß wir die große Summe von Kraft und Zeit bedauern, welche wir zum Aufrechtstehen in der Krankheit bedürfen. Kann

aber die Kraft überhaupt wohl besser angewandt werden, als indem wir besiegen, was uns besiegen wollte? Und was die Zeit betrifft, ist nicht der göttliche Trost vorhanden, daß wir ja die ganze Ewigkeit vor uns haben, die jede Zeit wieder einbringen wird? Dann wird es sich noch deutlicher zeigen, was auch hier schon deutlich war, daß jene Zeit, weit entfernt, verloren zu seyn, recht eigentlich würdig macht der Ewigkeit.

* * *

Der wahrhaft gute und gebildete Mensch ist nie häßlich; nur fehlt es am scharfen Auge des Betrachters. Ich bin auf die sehr scharfsinnigen Einwürfe wohl gefaßt, er könne denn doch z. B. gar füglich mit einer ungebührlich langen, oder unerfreulich hinaufgeschweiften Nase behaftet seyn, es könnten ihm die Augenbrauen gänzlich fehlen und der Mund an Größe besitzen, was den Augen daran abgehe, das Kind könne auch einem Triangel gleich kommen und es sey auch nicht unmöglich, daß er dabei noch hinke, stammle u. s. w. Dessenungeachtet bleibt jener Satz, denn das Wesen der Häßlichkeit besteht nicht in verkehrten Einzelnheiten, sondern in dem verkehrten Einen oder Ganzen. Es ist mir nicht unbekannt, daß die alten Stoiker, z. B. Cato, etwas Aehnliches behaupteten, doch sie übertrieben es, indem sie den Satz, der Weise (Tugendhafte) sey nie häßlich in dem Positiven, er allein sey schön,

verwandelten. Trotz jener Uebertreibung, indessen weiß man wohl, wie übel es dem eleganten und aufgeklärten Cicero bekam, als er jene Ansicht durch einige Plaisanterien bekämpfen wollte. Es ertönte das: Quam vidiculum consulem habemus!

* * *

Ach, der Trost, den die Menschen geben können, den der Freund dem Freunde gibt, ist ja und kann ja auch nie etwas Neues enthalten! denn all und jeder Trost ist längst ausgesprochen und nur ausgesprochen durch den Heiligsten und Göttlichsten, der je auf Erden wandelte. Und dennoch ist der Trost, den der Mensch dem Menschen gibt, von der tiefsten Bedeutung, denn auch das religiöse Gefühl spiegelt sich gerne in einer verwandten Seele, und oft zündet das bloße Auge des Freundes das für den Augenblick gesunkene Feuer des reinsten Lebens wieder in unserer Brust an. Die Liebe tröstet und die Freundschaft, denn sie ist höheren Ursprungs und steht klar über allem Erdenübel und allen Erdenleiden.

* * *

Lasset uns nicht sagen: „Ich will allein seyn mit Gott und mir und meinem Schmerze, denn die Menschen und die Menschenliebe sind die Mittler zwischen uns und dem Himmel, und wir können nicht mit Gott seyn, wenn wir nicht mit

den geliebten Menschen sind. — Nur dann lebt der göttliche Erlöser in uns, wenn wir rein und tief, klar und unendlich lieben, und es ist kein anderer Weg zu ihm.

* *
*

Der Zweck aller Erziehung ist: Aus dem Menschen den bestimmten Menschen hervorzurufen und die Entwickelung des Individuums zu begünstigen.

* *
*

Sich selbst mit allen seinen Wünschen soll der Mensch der Kunst opfern können, denn sie gibt ihm sich selbst höher und besser zurück mit schöneren Wünschen und schöneren Erfüllungen. Wer aber der Kunst die Liebe opfert und die Geliebte, der hat auch die Kunst mitgeopfert und ist ihrer hinfort unwürdig.

* *
*

Wenn das Schöne und das Sittliche, ähnlich den beiden unzertrennlichen Flügeln eines Adlers, sich durch Einheit der Kraft und harmonischen Schwung zu offenbaren pflegt, so wird jede Abweichung von diesem reinen Wege sich selbst rächen und verrathen müssen, möge auch der Abweichende noch so sehr mit einzelnen Talenten prunken können.

* *
*

Wenn der Mensch zu lieben versteht, ist er allein der zärtlichsten, innigsten Freundschaft fähig; jener zärtlichen und innigen Freundschaft, die eine eben so vollständige, obwohl eine anders erleuchtete Welt ist, als die Liebe.

Sprüche.

Alles kann entfliehen,
Alles kann verblühen,
Und in ew'gen Mühen
Selbst das Herz verglühen.
Doch die Liebe ringt sich
Muthig durch und schwingt sich
Auf zu lichten Höhen,
Wo nicht Stürme wehen;
Da sind keine Mühen,
Ew'ges kann nicht fliehen,
Ew'ges nicht verblühen,
Ew'ges nicht verglühen.

* * *

Wie zum fröhlichen Fest, so tritt in das blühende Leben;
Bist Du Deiner gewiß, täuschet das Leben Dich nicht.

* * *

Dich selber sollst Du muthig überwinden
Und in Dir selbst den Lohn des Sieges finden.

* * *

Wie magst Du Dich doch um die Erde kränken?
Nichts kannst Du verdienen, der Himmel muß schenken;
Denn Schmerzen und Freuden und Lächeln und Thränen,
Bedeutet doch Alles nur Himmelssehnen;
Und wer in der Liebe die Heimath gefunden,
Der hat auf der Erde den Himmel gefunden.

* * *

Thue das Ernste mit fröhlichem Muth,
Dann auch das Fröhliche ernst und gut

* * *

Wohl ist's der Fluch der bösen That,
Stets Böses zu gebären.
Gottlob, der Segen guter That
Wird ewig, ewig währen.

Inhalts-Verzeichniß.

Jit